



Orte

Verlassenes Land:
Die deutsche Sprachinsel
in der Gottschee

Menschen

Zwischen Bauhaus und Hollywood:
Lucie und Franz Schulz aus Prag

Werke

Geheilte Wunden:
Brygida Helbigs polnischer,
deutscher Vater

Szene

Die Bernheim-Petition:
Erinnerungsarbeit
in Gleiwitz/Gliwice

Extra

Kirchenburg
zum Selberbauen

BLICK WECHSEL

Magazin für deutsche
Kultur und Geschichte
im östlichen Europa

Mittendrin und anders

Deutschsprachige Minderheiten im östlichen Europa



Liebe Leserinnen, liebe Leser,

als unsere Autorin Magdalena Sturm eine Verkäuferin im westsibirischen Dorf Alexandrowka fragte, in welcher Sprache sie sich unterhalten will, erhielt sie eine frappierende Antwort: »Na, kãnn mer uff Russisch, kãnn mer uff Deitsch. Åwa Hochdeitsch vasteh i nur, wenn Se långsãm verzãhle!« Diese kleine Episode verrät bereits viel über die Stellung der deutschen und deutschsprachigen Minderheiten im östlichen Europa: Sie sind »mittendrin« – nicht nur örtlich, sondern auch, was die Umgangssprache betrifft; sie sind »anders« als die Mehrheitsbevölkerung ihrer Heimat und auch ein wenig anders als die Menschen in dem Land, aus dem ihre Vorfahren kamen.

In diesem **BLICKWECHSEL** können Sie nachlesen, welche Gefahren dieses »Mittendrin und anders« in der Vergangenheit mit sich brachte – etwa für die Schwarzmeerdeutschen während des Zweiten Weltkriegs oder für Menschen in der Gottschee, einer inzwischen fast völlig entvölkerten deutschen Sprachinsel im heutigen Slowenien. Sie können auch auf deutschen Spuren durch die Prachtstraße der georgischen Hauptstadt Tiflis/Tbilissi wandeln und erfahren, wie junge Leute aus Kaliningrad heute über das alte Königsberg denken. Für einen Perspektivenwechsel sorgt der tschechische Schriftsteller und Politiker Milan Uhde mit einer Reminiszenz an die »unvergesslichen Deutschen« aus seiner Heimatstadt Brünn/Brno. Und in der Mitte dieses Heftes wartet ein besonderes Extra: Erfassen Sie die Baukunst der Siebenbürger Sachsen, indem Sie selbst ein Modell der Basilika von Michelsberg/Cisnãdioara errichten.

Natürlich wenden wir den Blick auch nach vorn und finden zahlreiche Beispiele für die Rolle, die den Sprach- und Kulturminderheiten für ein funktionierendes Europa zukommt, für gegenseitiges Verstehen und für den Austausch über Grenzen hinweg. Das findet breite Anerkennung und Förderung – auch auf höchster Ebene, wie Bernd Fabritius, der Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, in seinem Beitrag schildert. Die im Heft vorgestellten Institutionen und Akteure, etwa das Kinder- und Jugendensemble »Canzonetta« aus Kronstadt/



Die Fotos für Titel und Rücktitel entstanden im Sommer 2019 in der »Kinderspielstadt Raschau/Raszowa«. Das Projekt des Vereins *Pro Liberis Silesiae* für Kinder aus Polen, Deutschland, Rumänien und der Ukraine will das Demokratieverständnis, die Unabhängigkeit und die Kreativität der Kinder fördern. Wir danken den Eltern des »Covergirls« Marlena für die Abdruckgenehmigung. Mehr über den Verein lesen Sie auf Seite 52. Beide Bilder: © Pro Liberis Silesiae

Braşov, das Simon-Dach-Haus in Memel/Klaipėda oder der in Oppeln/Opole beheimatete Verein *Pro Liberis Silesiae*, gehören zu den engagiertesten Trägern der modernen europäischen Idee.

Noch eine Bemerkung in eigener Sache: Unser Stammpublikum wird bemerken, dass sich der **BLICKWECHSEL** gewandelt hat. Die aktuellen Kurzmeldungen sind längeren essayistischen Formen und einer üppigeren Bebilderung gewichen. Auch die Zahl der literarischen Texte ist gestiegen: Neben Milan Uhde kommen auch Wenzel Jaksch, Brygida Helbig und Tone Partljič zu Wort. Möglich wurde diese Schärfung des Profils durch eine Novität in unserer Publikationspalette: Das Kulturforum gibt seit Mai 2019 auch die *Kulturkorrespondenz östliches Europa* heraus, die monatlich über Neuigkeiten aus unserem Themengebiet berichtet und die wir Ihnen als stets aktuelle ergänzende Lektüre ans Herz legen.

Entdecken Sie im neuen **BLICKWECHSEL** die Vielfalt des »Mittendrin und anders«!

Mit herzlichen Grüßen aus Potsdam
Ihr Team des Deutschen Kulturforums östliches Europa

◀ Impressionen aus dem Freiluftmuseum Klucken/Kluki in der Woiwodschaft Pommern. Es gehört zum Museum des Slowinzischen Dorfes in Klucken (*Muzeum Wsi Słowińskiej w Klukach*). Mehr dazu erfahren Sie im Beitrag *Wer waren die Slowinzen?* auf Seite 53.

① Eine Gänseherde auf dem Gelände des Museums soll daran erinnern, dass früher diese Tiere auf jedem pommerschen Bauernhof gehalten wurden.

② Die während der Präsentation dörflichen Alltags und Brauchtums getragene historische Kleidung vervollständigt das Bild des bäuerlichen Lebens.

③ Das Volksfest »Schwarze Hochzeit« (*Czarne Wesele*) rund um das Thema Torfstechen findet immer Anfang Mai statt.

Alle Fotos: © Muzeum Pomorza Środkowego w Słupsku

15



Orte

6 **Erinnern ist kein Luxus**

Mit der Mikwe der jüdischen Gemeinde Breslau/Wrocław wurde eine einzigartige Kulturerbestätte restauriert
Bente Kahan im Gespräch mit Maria Luft

8 **Königsberg – Kaliningrad – Kjonig**

Persönliche Erkundungen und Gespräche
Von Anne Mareike Schönle

10 **Ein Besuch in »Neu-Tiflis«**

Auf den Spuren der deutschen Minderheit in der georgischen Hauptstadt
Von Matthias Weber

12 **Bahnhof Europas**

Wie Frankfurt (Oder) 1945 zum Transitort für Millionen wurde
Von Magdalena Gebala, unter Mitarbeit von Magdalena Abraham-Diefenbach und Karl-Konrad Tschäpe

14 **Den Horizont erweitern**

Mit Abstand sieht man mehr: Schlesien aus der Luft betrachtet
Von Dietmar Popp

17 **Unter den Gipfeln des Ratitovec**

Die Geschichte der Tiroler Siedlungen von Zarz/Sorica und Umgebung
Von Miha Markelj

18 **Verlassenes Land** TITEL

Die ehemalige deutsche Sprachinsel in der Gottschee
Von Mitja Ferenc

Menschen

20 **Von Prag in die Welt** TITEL

Wie Lucie und Franz Schulz auf zwei Kontinenten Kulturgeschichte schrieben
Von G. G. von Bülow

23 **Jung und plurikulturell**

Seit über 25 Jahren bereichert »Canzonetta« das Musikleben im siebenbürgischen Kronstadt/Braşov
Von Elise Wilk

24 **Geschichte definieren, nicht deformieren**

Ein Gespräch mit dem Breslauer Museumsdirektor Maciej Łagiewski
Interview: Roswitha Schieb

26 **Volksgenosse oder Feind des Volkes?**

Die doppelte Diktaturerfahrung der Schwarzmeerdeutschen
Von Nico Wiethof

28 **Tschechische Perspektiven**

Zehn Blicke auf die Sudetendeutschen in einer neuen Publikation
Von Wolfgang Schwarz

29 **Meine unvergesslichen Deutschen**

Von Milan Uhde

17



12



35



42



Bastelbogen aus Siebenbürgen EXTRA

Kirchenburgen zum Selberbauen

Von Radu Nebert

Michelsberg

Von Harald Roth

Kirchenburgenlandschaft Siebenbürgen

Von Philipp Harfmann

31 Auch ein rastloser Reporter

Der sozialdemokratische Politiker Wenzel Jaksch schrieb eindruckliche Sozialreportagen

Von Ulrich Miksch

32 Böhmisches-sächsische Grenzwanderung

Bilder vom Existenzkampf des armen Erzgebirgsvolkes

Von Wenzel Jaksch

34 Der kroatische Odysseus

Eine Begegnung mit dem Schriftsteller und Theatermacher Slobodan Šnajder

Von Achim Engelberg

36 Eine neue Regionalität

Der Schriftsteller Siegfried Lenz und seine masurische Heimat

Von Rafał Żytyńiec

Werke

38 Wunde am Fuß TITEL

Mein polnischer, deutscher Vater

Von Brygida Helbig

40 Cremig, schokoladig, himmlisch!

Die Dobosch-Torte begeistert seit 135 Jahren nicht nur Kaiser und Genies

Von Éva Hübsch

42 Schwiegermutter

Von Tone Partljič

45 Zeugnisse des Terrors

Eine Sammlung bisher geheimer Akten dokumentiert die »deutsche Operation« in der Sowjetukraine

Von Dmytro Myeshkov

Szene

46 Ambitionierte Brückenbauer

Die Bundesregierung unterstützt und fördert deutsche Minderheiten im östlichen Europa

Von Bernd Fabritius

48 Eine unerhörte Geschichte TITEL

Die Bernheim-Petition schützte bis 1937 die Juden in Oberschlesien – ein Museum erinnert daran

Von Jan Opielka

50 Drei Cousins

Wie sich eine russlanddeutsche Familie zwischen Ludwigsburg und Omsk wiederfand

Von Magdalena Sturm und Karoline Gil

52 Schulen ohne Pausenklingel

Die Angebote von Pro Liberis Silesiae richten sich nicht nur an die deutsche Minderheit

Von Margarethe Wysdak unter Mitarbeit von Nicola Remig

53 Wer waren die Slowinzen?

Der Museumshof in Klucken/Kluki beantwortet diese Frage heute ideologiefrei

Von Violetta Tkacz-Laskowska

54 Europäische Vielfalt auf dem Schirm

Minet-TV bringt Minderheiten-Geschichten ins Fernsehen und ins Internet

Von Martin Hanni

»In Between?«

Studierende erforschen Grenzregionen und begegnen Minderheiten

Von Annemarie Franke

55 Für die Interessen der Minderheiten

Der Dachverband FUEN und die AGDM stehen für Austausch und Zusammenarbeit

Von Renata Trischler

Kulturarbeit seit 1989

Das Simon-Dach-Haus ist das Zentrum des deutschen Vereinslebens in Memel/Klaipėda

Von Markus Nowak

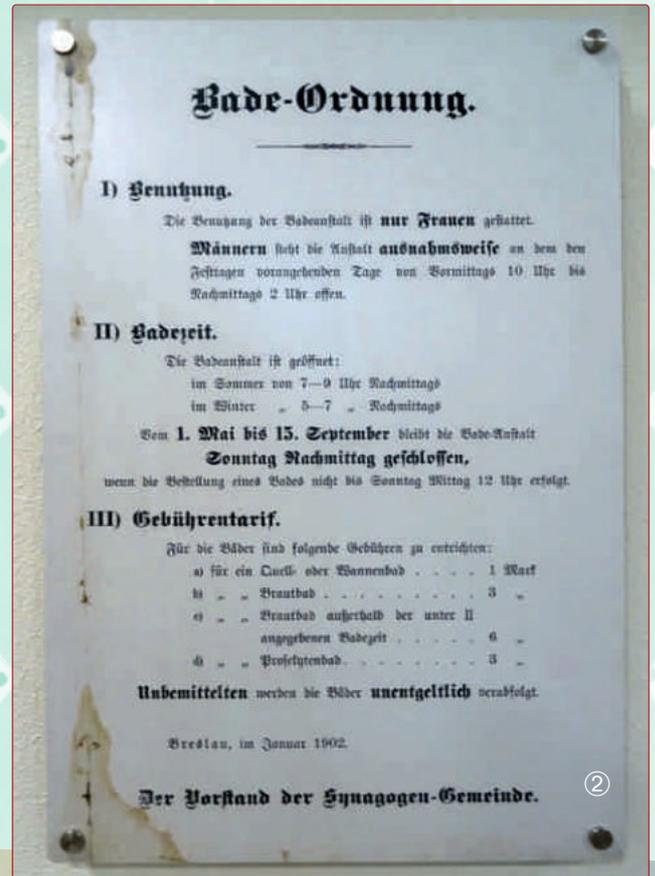
56 Ein Thema mit vielen Facetten

Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen





①



②



③



④

- ① Hauptraum des Ritualbads nach der Restaurierung. Alle Fotos: Maria Luft
- ② Aushang der alten Badeordnung von 1902 im Ausstellungsraum. Die Mikwe war vor allem Frauen zur rituellen Reinigung nach der Monatsblutung vorbehalten.
- ③ Sonderausstellung zur Geschichte der Familie Tropelowitz und ihrer Breslauer Bezüge. Oscar Tropelowitz war 1911 als Besitzer der Firma Beiersdorf maßgeblich an der Entwicklung der NIVEA-Creme beteiligt. Logo: © Beiersdorf AG
- ④ Vom Innenhof der Synagoge aus sieht man nur drei Fenster im Souterrain, hinter denen die Mikwe liegt.
Hintergrund: Der restaurierte Boden im Vorraum der Mikwe

ERINNERN IST KEIN LUXUS

Mit der Mikwe der jüdischen Gemeinde Breslau/Wrocław wurde eine einzigartige Kulturerbestätte restauriert



In Breslau/Wrocław wurde 2018 die Restaurierung der Mikwe, des Ritualbads der jüdischen Gemeinde, abgeschlossen. Im Interview vom Oktober 2019 blickt die norwegisch-jüdische Schauspielerin und Musikerin Bente Kahan, Leiterin der Bente-Kahan-Stiftung, im Gespräch mit Maria Luft auf das erste Jahr zurück.

Warum ist Ihnen die Mikwe-Restaurierung so wichtig?

Die Mikwe gehört zum Komplex der Synagoge »Zum Weißen Storch« mit einem Hauptraum und zwei Emporen für Ausstellungen, einer kleinen Alltagssynagoge, in der Gottesdienste stattfinden, und einem Untergeschoss, das durch die Restaurierung in ein modernes Bildungs- und Ausstellungszentrum verwandelt wurde. Der Umgang mit dem jüdischen Erbe ist immer noch ein heikles Thema, nicht nur in Breslau, sondern in ganz Europa. Meist sind die Menschen, denen dieses Erbe gehörte, ermordet worden oder in Verzweiflung geflohen – ob es in der Zeit der spanischen Inquisition oder während des Holocaust war. Diese Tatsache macht es den heute für dieses Erbe Verantwortlichen schwer, seien es lokale Behörden oder neugegründete jüdische Gemeinden.

Unsere Mikwe ist sehr groß, hat zwei beeindruckende Becken – ein wunderbares Monument zur Erinnerung an die Breslauer jüdische Gemeinde, deren Bedeutung für diese Stadt sie uns deutlich macht. Die deutschen Juden von Breslau waren ein integraler Teil der Stadt, keine Besucher. Es war ihre Stadt – wie Breslau auch die Stadt anderer dort vor dem Krieg lebender Menschen war. Das Ritualbad soll noch bis 1968 in Betrieb gewesen sein, als die antisemitische Kampagne in Polen die meisten Juden zum Verlassen des Landes zwang. Mit der Restaurierung hat die Stadt verlorene Geschichte zurückgeholt.

Hat das Mikwe-Projekt Ihre Erwartungen erfüllt?

Es hörte sich nach einem Luxusprojekt an – so ein großes Ritualbad für eine Gemeinde von nur 300 Seelen! Im Nachhinein ist mir aber klar geworden, wie wichtig diese Restaurierung tatsächlich ist, wenn man weiß, wie wenig nach der Tragödie übriggeblieben ist, die die Juden im Zweiten Weltkrieg getroffen hat. Es reicht nicht, Konzentrationslager und Friedhöfe zu erhalten. Die wenigen Synagogen und die wenigen Ritualbäder spielen eine wichtige Rolle für künftige Generationen, um die enormen Ausmaße des Massakers, der Tragödie zu verstehen. Diese Orte werden gebraucht, müssen für pädagogische und kulturelle Zwecke genutzt werden. Wir können Kultur, Traditionen, Religion und

Sprache der europäischen jüdischen Minderheit ganz anders begreifen und ganz anders von ihnen sprechen, wenn dies in ihren eigenen Orten, den ehemaligen Synagogen und Mikwen, geschieht. Damit erreichen wir viele verschiedene Menschen, wie mit der Synagoge: einheimische und ausländische Besucher, auch Touristen aus Deutschland.

Wurde die Mikwe auch wieder für rituelle Zwecke genutzt?

Ja, vor ein paar Wochen, kurz vor dem jüdischen Neujahrsfest – und so wird es auch künftig sein. Wir haben eine Kulturerbestätte restauriert, die zugleich ihre ursprüngliche Funktion als Ritualbad erfüllt. Das war kein einfaches Unterfangen, weil die religiösen Gesetze zum Bau eines solchen Beckens sehr kompliziert sind. Projektmanager Marek Mielczarek und ich hatten das von Anfang an vor, und wir können heute sagen, dass es mit viel Verstand und positiver Einstellung aller an der Restaurierung Beteiligten geschehen ist.

Welche Pläne gibt es für die Zukunft?

Die Mikwe zeigt auch eine Multimedia-Dauerausstellung über den »Jüdischen Lebenszyklus«. Der Ausstellungsraum ist offen für Besucher. Im Sommer 2019 hatten wir zusätzlich noch eine Ausstellung über NIVEA und die Beziehungen der Familie Troplowitz zu Breslau, die sehr gut angenommen wurde. Wir werden sicher mehr solche Ausstellungen zeigen. Der jiddische Sänger Karsten Troyke aus Berlin eröffnete das Bad als Konzertraum. Es gibt eine besondere mobile Bühne über dem Wasser und ein Klavier im Raum. Im November werden wir im Rahmen der »Tage des gegenseitigen Respekts« beim Gedenken an die Pogromnacht am 9. November zwei kleine Konzerte und mehrere Vorträge in der Mikwe erleben.

Maria Luft ist Mitarbeiterin des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa in Oldenburg (→ S. 56–57).



Mikwe der Synagoge »Zum Weißen Storch«
ul. Pawła Włodkowica 5a, 50-072 Breslau/Wrocław

Förderer: Stadt Breslau/Wrocław, Deutsch-Polnische Stiftung Kulturpflege und Denkmalschutz mit Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), EU im ERDF-Programm, Jüdische Gemeinde Wrocław, Bente Kahan Stiftung

Bente Kahan Stiftung: www.fbk.org.pl
Zur Mikwe: http://bit.ly/fbk_mykwa

KÖNIGSBERG – KALININGRAD – KJONIG

Persönliche Erkundungen und Gespräche

Ende August 2015 brach ich von Hamburg nach Kaliningrad auf. Meine Dissertation zur Geschichte Königsbergs beginnend, hoffte ich, in fünf Monaten ein Gefühl für die Stadt zu bekommen. Ausgerüstet mit Visum, Migrationskarte und Registrierung, die man immer mit sich zu führen hat, bezog ich eine Ecke in einem Dreierzimmer im Studentenheim.

Erst einmal einkaufen. Die Einheimischen gingen dafür meist auf den großen überdachten Markt mit Fisch- und Milchhalle. Waren für alle Lebenslagen wurden dort feilgeboten – vom Kopfkissen über Obst, Gemüse und Nüsse bis hin zum Angelköder. Ganze Tierhälften konnte man erstehen und fand bessere Qualität als in den Supermärkten. Auch meine Bekannten kauften hier das Fleisch für die »Schaschliki«, zu denen sie mich bald nach meiner Ankunft einluden.

Es wurde ein typischer Datscha-Tag, wie die Russen ihn zwischen Frühling und Herbst gern genießen. Um das Haus: Himbeeren, Nüsse, Obstbäume und Sommerblumen. Die Großmutter hatte Knoblauch-Hühnchen im Ofen für uns geschmort, draußen brutzelten die Schaschlikspieße auf dem Grill. Dazu gab es selbstgemachten Sirup und Tee – Altersgenossen habe ich sehr selten Wodka trinken gesehen. Viele junge Frauen lehnen Alkohol kategorisch ab. Was mich an Russland interessiere, fragte man mich. »Die Nationalhymne«, erwiderte ich. Spontan wurde sie mir vorgesungen. Zwei junge Frauen waren irritiert: Wird es der Hymne gerecht, wenn man sie im Sitzen an einem Küchentisch zum Besten gibt?

Während der Monate in Kaliningrad fragte ich zahlreiche junge Menschen, wie sie die Stadt und deren Geschichte erleben. Viele von ihnen betrachten Kaliningrad als genuines Gebilde – mit allen Aspekten seiner Genese, die wie eine chemische Reaktion etwas Neues hervorgebracht hat. Manche drücken das durch den inoffiziellen Stadtnamen »Kjonig« aus. Ihr Heimatgefühl führt sie zu einem Geschichtsinteresse, das sie mit der Verbundenheit zum aktuellen Wesen der Stadt verknüpfen. Neben dem Bezug zur russischen Kultur existiert eine regionale Identität.

»Ich habe in einem Haus gelebt, das von Deutschen gebaut wurde. Beim Renovieren fanden wir ein Zigarettenetui und einen Zeitungsausschnitt«, erinnerte sich ein 22 Jahre alter Kaliningrader. »Ich würde gern mehr über das deutsche Leben erfahren.« In Museen ist das möglich: in der alltagsgeschichtlichen Sammlung im Friedländer Tor und in der Ausstellung zur preußischen Dynastie im Königstor, wo sonntags ein Chor *Ännchen von Tharau* in deutscher und russischer Fassung singt.

»Mir gefällt die Tatsache, dass meine Stadt reich an Geschichte ist. Das macht mich stolz. Ich würde gerne die Stadt restaurieren und eine Zusammenarbeit mit Deutschland entwickeln«, wünschte sich eine 22 Jahre alte Kaliningraderin. Der »deutsche Geist« Kaliningrads komme ihr immer in den Sinn, wenn junge Menschen ihre Stadt »Kjonig« nennen. Deutsche Berühmtheiten, wie E. T. A. Hoffmann, Käthe Kollwitz und insbesondere Immanuel Kant, sind auch heute noch in der Stadt präsent.

Es sei ihm »angenehm, auf deutschem Boden zu leben«, fand ein 21-jähriger Nachfahre von Wolgadeutschen. »Mein Urgroßvater ist in Preußen geboren. Ich wohne auf dem Land meiner Vorfahren.« Er verbinde mit Königsberg »enge Sträßchen mit Pflastersteinen, preußisches Leben und Kämpfe« und sei sehr interessiert »an der Entwicklung der Agrarkultur, Landwirtschaft, Urbarmachung des Landes«. Im Oblast Kaliningrad liegen heute die meisten Felder brach, weil Drainagen nach dem Krieg nicht instand gehalten wurden.

Das Gefühl, auf deutschen Pflastersteinen zu laufen, beschlich auch mich mitunter: Auf der *Uliza Telmana*, im Norden der Stadt, sah ich einen Kanaldeckel mit der Aufschrift »Feuerwehr«. Dort erinnerte mich vieles an Norddeutschland: Alleen, Kopfsteinpflaster, Straßenbahnschienen. Die Villen im Süden Kaliningrads, im ehemaligen Stadtteil Amalienau, sind von Gärten umgeben – mit zum Teil sehr alten Bäumen, die sicher einiges gesehen haben. So hatte ich das Gefühl, bald in Kaliningrad zu sein, bald in Königsberg – je nach Architektur und Flora.

Bei den Teilnehmern des Deutschkurses in der Stadtbibliothek, den ich leitete, verspürte ich großes Interesse an deutscher Sprache und Kultur, wie auch bei so manchem anderen Kaliningrader, mit dem ich ins Gespräch kam. So eines Oktoberabends mit einem älteren Herrn an der Bushaltestelle auf dem belebten Siegesplatz: Er hatte mich mit meinen Eltern Deutsch sprechen hören und bat uns, das auf Deutsch verfasste Vorwort seines Buches über das 1894 erbaute Königsberger Wasserwerk zu korrigieren.

In meine Heimat zurückgekehrt, entledigte ich mich meiner »Registration« und fühlte mich frei – und dankbar für eine Zeit voller bleibender Eindrücke, bewegender Erfahrungen und horizonterweiternder, herzerwärmender Begegnungen.

Anne Mareike Schönle

Anne Mareike Schönle ist Doktorandin am Lehrstuhl für Osteuropäische Geschichte in Greifswald zum Thema Königsberg im Kaiserreich. Alltagskultur einer Großstadt um 1900.



27.09.15, 23:02: Endlich weiß ich, wie die Kuchen bei Unterhitze im Gasofen von unten trotzdem nicht schwarz werden: Ich stelle ein zweites Blech unten rein, das ich alle 10 Minuten mit kaltem Wasser abkühle (Tipp einer jungen Russin). Alles geht hier etwas langsamer. Aber irgendwie ist das auch mal gut.

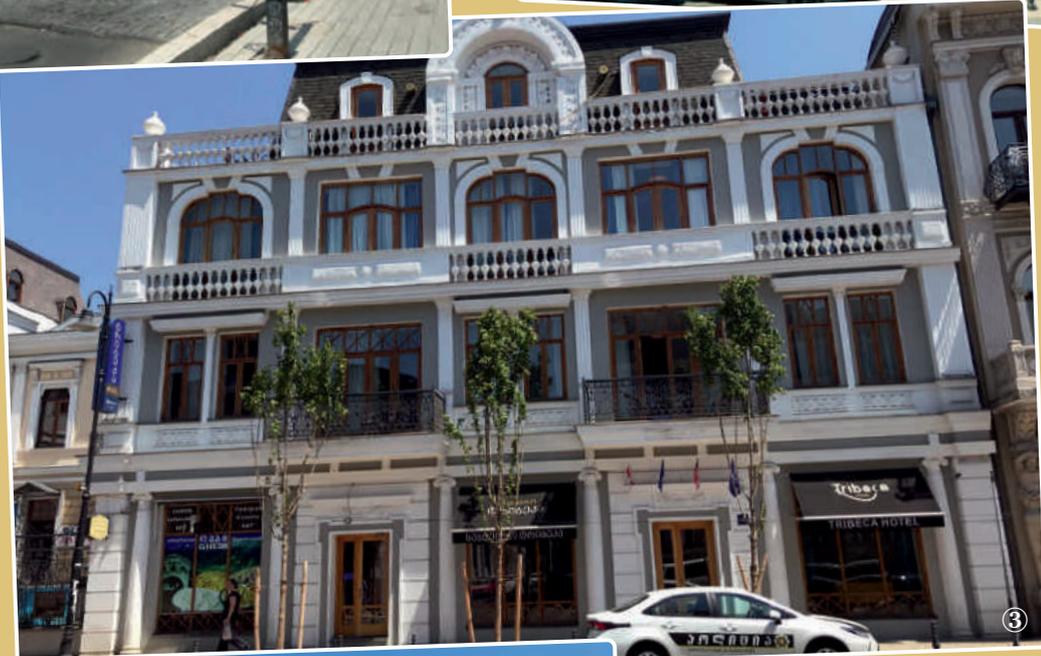
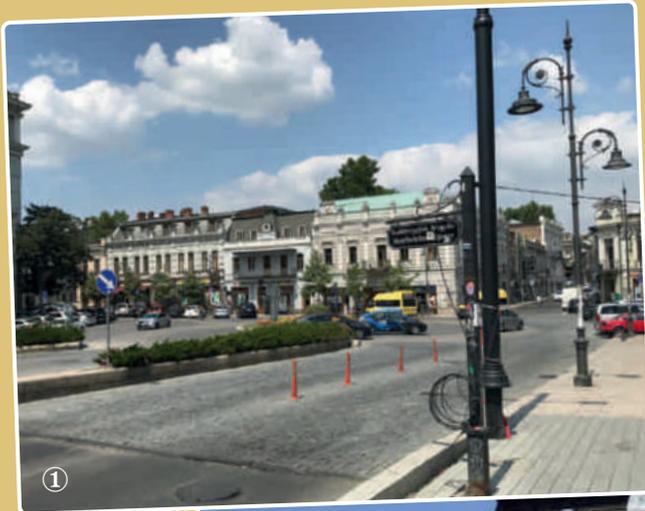


19.01.16, 10:29: Beim Spaziergang auf der Kantinsel fand ich einen Stein mit russischer Inschrift: »An diesem Ort wird ein Denkmal errichtet werden. Frieden für alle.«



21.01.16, 18:29: Neulich hörte ich ein Orgelkonzert im Dom. [...] Dom und Orgel sind der ganze Stolz vieler Kaliningrader. Wie oft hörte ich: »Sie waren noch nicht in der Kathedrale Kirche??? Da müssen Sie hin – es gibt eine orthodoxe und eine lutherische Kapelle und die Orgel!!! Gehen Sie zum Orgelkonzert!!!!«

Früher dichtbesiedelte Kneiphofinsel – heute Kantinsel (im Hintergrund)
Alle Fotos und WhatsApp-Nachrichten:
© Anne Mareike Schönle



EIN BESUCH IN »NEU-TIFLIS«

Auf den Spuren der deutschen Minderheit in der georgischen Hauptstadt



Georgien ist klein. Es besitzt ungefähr die Fläche Bayerns und ist auch fast genauso gebirgig. Weil das Land aber nur knapp vier Millionen Einwohner hat, trifft man – anders als im Freistaat – in der dortigen Bergwelt im Großen Kaukasus (an der Grenze zu Russland) oder im Kleinen Kaukasus (an der Grenze zur Türkei) nur auf wenige Wanderer, obwohl der Tourismus etwas zugenommen hat, seit das »Paradies am Rande Europas« Gastland der Frankfurter Buchmesse war. Tiflis/Tbilissi hat immerhin die Millionenmarke hinter sich gelassen – und die georgische Metropole ist von einer mitreißenden Vitalität, die keinen Vergleich zu scheuen braucht.

Zum »Pflichtprogramm« für Besucher gehört neuerdings der etwas ungewohnt auszusprechende Davit-Aghmashebeli-Boulevard, der früher, als die Deutschen noch dort wohnten, über viele Jahre Michaelstraße hieß. Doch das ist lange her.

Man erreicht die heutige Prachtstraße am besten über den Saarbrücken Square (in Saarbrücken gibt es dafür einen Tbilisser Platz) und bummelt dann stadtauswärts in Richtung des Stadtteils Didube, der früher Alexandersdorf hieß, nach dem russischen Kaiser, der die dortigen schwäbischen Einwanderer einst aufgenommen hatte.

Die ersten etwa zweieinhalb Kilometer vom Saarbrücken Square aus sind eine Flaniermeile, die keine (touristischen) Wünsche offenlässt, auch wenn gestrenge Denkmalpfleger mit der schmucken Restaurierung der Gebäude zuweilen gar nicht einverstanden sind und den Verantwortlichen sogar »unsensiblen Umgang« mit historischer Bausubstanz, wenn nicht deutlich Schlimmeres, vorwerfen. Jedenfalls lassen die prächtigen Gebäude und das ganze Ambiente erahnen, dass hier schon früher eine bessere Gegend gewesen sein muss. Schilder weisen auf die Architekten aus ganz Europa hin, die sich hier verwirklicht haben.

An der Ecke zur Jansughi-Kakhidze-Straße fällt ein Gebäude auf, dessen Fenster als Davidstern gefasst sind, Erkennungszeichen des Architekten Paul Stern, der das

Haus 1893/94 für sich selbst gebaut hatte. Stern gehört zu den namhaftesten Architekten von Tiflis. Aus seiner Hand stammen auch die Pläne für das Rathaus am heutigen Freiheitsplatz.

Wenige Schritte vorher (Hausnummer 115) steht das gewaltige, 1872 errichtete Wohnhaus von Albert Salzmann (1833–1897), der in Tiflis geboren wurde und in St. Petersburg studiert hatte. Er wurde für seine Bauwerke vielfach ausgezeichnet und war eine Größe der Kulturszene in Tiflis – durch einen Sturz vom Baugerüst starb er den klassischen Architektentod.

Ein einziges Gebäude (Hausnummer 109) passt überhaupt nicht in die von Neobarock, Neoklassizismus und Jugendstil geprägte Gegend: zu klein, zu bescheiden, einstöckig mit einem Giebelaufbau und Holzbalkon im landesüblichen Stil. Irgendwie anders. Schon deshalb sieht man hin, eigentlich nur deshalb. Eine Tafel in deutscher Sprache hilft weiter: Das Gebäude zeichne sich durch seinen »topologischen und historischen Wert aus und ist mit der Tätigkeit der deutschen Kolonisten verbunden«.

Wir stehen in »Neu-Tiflis«, das 1818 von ungefähr sechzig Handwerkerfamilien aus allen deutschen Kolonien gegründet wurde, etwa zwei Kilometer vom damaligen Stadtkern entfernt, und 1861 eingemeindet wurde; heute ist »Neu-Tiflis« Teil des Stadtbezirks Tschughureti. Das kleine Haus stammt noch aus der »alten Zeit« vor den Prachtbauten seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts und regt die Fantasie an, so dass man sich die eher beschauliche Bebauung in der ersten Nach-Kolonisten-Zeit ganz gut vorstellen kann.

Georgien ist das Land des goldenen Königreichs Kolchis, der Medea und der Argonauten, in dem Prometheus an den Felsen geschmiedet wurde, das Land, das Gott für sich selbst als Wohnung aufgehoben hatte, bevor er es dann doch den freundlichen Georgiern überließ, so erzählt die Legende. Es ist auch das Land, in dem einst mehrere Zehntausend Menschen, vor allem aus dem Süden Deutschlands, für sich eine neue Zukunft eröffnen wollten. Wer heute mit offenen Sinnen nach Georgien und Tbilissi fährt, taucht nicht nur in die klassische Sagenwelt Europas ein. Er findet faszinierende Spuren zahlreicher Völker, darunter auch der Deutschen. Etwas genauer hinsehen muss man dafür allerdings schon.

Matthias Weber

① Der Davit-Aghmashebeli-Boulevard führt vom Saarbrücken Square zur Giorgi-Tsabadze-Straße. Alle Bilder: © Matthias Weber (BKGE), 2019

② Wohnhaus des Architekten Paul Stern

③ Wohnhaus des Architekten Albert Salzmann

④ Deutsches Kolonistenhaus

⑤ Aktueller Zustand des Hauses Usnadse-Straße 54, in dem von 1882 bis 1884 Bertha und Arthur von Suttner lebten.

Prof. Dr. Matthias Weber ist Direktor des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) in Oldenburg (→ S. 56–58).

BAHNHOF EUROPAS

Wie Frankfurt (Oder) 1945 zum Transitort für Millionen wurde

Die zunächst weitestgehend von Bombenangriffen und Kriegshandlungen verschonte Stadt Frankfurt (Oder) wurde 1945 massiv von den Folgen des Zweiten Weltkriegs getroffen. Sie sollten das Bild der Stadt und der Region nachhaltig prägen.

Infolge der Weichsel-Oder-Operation der Roten Armee setzte Mitte Januar 1945 eine gewaltige Fluchtbewegung ein. In den nächsten Monaten wurde Frankfurt zum Umschlagplatz für Millionen Menschen aus ganz Europa, die über die Oder in Richtung West oder Ost flohen. Für einige von ihnen wurde der Frankfurter Bahnhof zum Symbol der Freiheit, für andere zur Endstation, für die meisten bedeutete er jedoch nur einen Transitort auf dem Weg in eine meist ungewisse Zukunft. Flüchtlinge und Vertriebene, Häftlinge und Zwangsarbeiter, Soldaten und Heimkehrer trafen hier aufeinander und wechselten sich im Stadtbild ab.

Zu den ersten Ankömmlingen gehörten deutsche Flüchtlinge aus dem Osten. Völlig verzweifelt erreichten sie die Oderstadt, nachdem ihre Evakuierung zuvor von den zuständigen NSDAP-Gau- und Kreisleitungen lange hinausgezögert oder gar verhindert worden war. Unter den ersten Geflohenen befand sich der Reichsstatthalter und Gauleiter der NSDAP im annektierten Großpolen, Arthur Greiser (1897–1946), dessen Ankunft am 20. Januar 1945 in der Frankfurter Stadtchronik vermerkt ist. Fast zeitgleich gelangten noch die durch Bombenangriffe obdachlos gewordenen Berliner nach Frankfurt (Oder).

Die ohnehin schwierige Versorgungslage wurde durch die Erklärung der Stadt zur Festung am 26. Januar 1945 zusätzlich verschärft. Während viele Zivilisten angesichts der drohenden Kampfhandlungen die Stadt verließen und dabei ihr Hab und Gut oft unwiederbringlich zurücklassen mussten, kamen nun vermehrt Soldaten, meist ungeschulte und

schlecht bewaffnete junge Männer aus Süddeutschland und Thüringen, zur Verteidigung im ohnehin schon verlorenen Krieg an der Oder an.

Erste Zerstörungen Frankfurts gehen unmittelbar auf Kriegshandlungen zurück, die sich von Ende Januar bis zur Einnahme durch die Rote Armee am 23. April 1945 hinzogen. Die dadurch verursachten Brände konnten immer schwerer gelöscht werden, da Feuerwehr und Wasserversorgung fehlten. Nach dem Rückzug der Wehrmacht wurde die Stadt durch die neuen Besatzer sowie durch durchziehende ehemalige Zwangsarbeiter geplündert, wobei weitere Häuser angezündet wurden. Die massiven Zerstörungen vor 75 Jahren, aber auch die Folgen der sozialistischen Planungen zum Wiederaufbau prägen das Bild bis heute, vor allem im Stadtzentrum, wo ein über Jahrhunderte gewachsenes Kulturerbe in wenigen Tagen und Wochen weitestgehend verloren ging.

Mit dem Ende des Krieges kam Frankfurt (Oder) und damit einer der wichtigsten Eisenbahnknotenpunkte unter sowjetische Kontrolle. Der Transitcharakter der Stadt blieb weiterhin bestehen: Tag für Tag kehrten nun die zuvor evakuierten Frankfurter Einwohner in ihre Stadt zurück. Nachdem die wichtigsten Brücken und Bahnverbindungen provisorisch oder dauerhaft instand gesetzt worden waren, entwickelte sich Frankfurt (Oder) zur Drehscheibe für deutsche Kriegsgefangene, die man von hier zur Zwangsarbeit in die Sowjetunion abtransportierte. Sie sollten die deutsche Kriegsschuld kompensieren.

Als Reparation erhielt die Sowjetunion außerdem Industrie- und Bahnanlagen. Da man für deren Bedienung qualifizierte Arbeiter, Techniker, Ingenieure und Wissenschaftler benötigte, wurden auch sie mit ihren Familien parallel zu



den Gütertransporten mit den demontierten Anlagen in Richtung Osten geschickt.

Aus der entgegengesetzten Richtung kamen Vertriebene aus den abgetrennten deutschen Ostgebieten und den vom NS-Deutschland besetzten polnischen Gebieten in Frankfurt (Oder) an. Für sie war der Aufenthalt hier lediglich eine Zwischenstation auf dem Weg nach Berlin oder über das niedersächsische Lager Friedland in den Westen.

Mit diesen Menschen kamen auch erste deutsche und westeuropäische Kriegsgefangene sowie Internierte aus der Sowjetunion über den Frankfurter Bahnhof zurück. Ihre Entlassung erfolgte zunächst an verschiedenen Orten in der Stadt. Erst ab Juli 1946 gab es feste Strukturen für diese Freilassungen, die über die sowjetisch verwaltete Hornkaserne und das deutsche Heimkehrerlager Gronenfelde organisiert wurden. Insgesamt erhielten mindestens 1,5 Millionen deutsche Kriegsgefangene und Zivilinternierte in Frankfurt (Oder) ihre Freiheit zurück.

Laut den Bestimmungen des Potsdamer Abkommens sollte Frankfurt (Oder) zu einer Grenzstadt, der dortige Bahnhof somit zu einem Grenzbahnhof werden. Der östlich der Oder liegende Stadtteil Dammvorstadt wurde abgetrennt und zum Ziel von Zwangsmigration und Deportation. In der dadurch neu entstandenen, nun Słubice genannten Stadt wie in der gesamten Grenzregion wurden folglich Millionen Menschen aus Zentral- und Ostpolen, aber auch viele von den Sowjets zuvor nach Sibirien deportierte Polen bzw. ehemalige Gulag-Häftlinge angesiedelt. Die wenigsten von ihnen kamen freiwillig in die von den Deutschen verlassenen Häuser. Laut der Historikerin Beata Halicka erfolgte die Besiedlung des Odraums sehr langsam, besonders in Städten wie Słubice. Als Hindernis dafür erwies sich zum einen die geografische Nähe zur deutschen Grenze, die einen Neuanfang unmittelbar nach den Erfahrungen des Zweiten Weltkriegs für Polen schwierig machte, zum anderen

aber die besonders scharfen Kontrollen des Grenzgebietes durch die Sowjets.

Lange war das Verhältnis zwischen den Bewohnern von Frankfurt (Oder) und Słubice trotz der im Geiste des Sozialismus postulierten Völkerfreundschaft angespannt. Heute sind sie, ihre Kinder und Enkelkinder gute Nachbarn.

Die Geschichten vom schwierigen Neuanfang in der neuen Heimat östlich und westlich der Oder interessierten dennoch lange nur wenige. Insbesondere die Schicksale von Frauen sind häufig vergessen, ihre Erinnerungen marginalisiert worden. Dabei sind diese Erfahrungen angesichts der weltweit stattfindenden Migrationsbewegungen und des vielerorts wiedererstarkenden Nationalismus heute aktueller denn je.

Magdalena Gebala, unter Mitarbeit von Magdalena Abraham-Diefenbach und Karl-Konrad Tschäpe

Dr. Magdalena Gebala ist beim Deutschen Kulturforum östliches Europa als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig, Dr. Magdalena Abraham-Diefenbach ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Lehrstuhl für Denkmalkunde der Europa-Universität Viadrina in Frankfurt (Oder), Dr. des. Karl-Konrad Tschäpe arbeitet als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Museum Viadrina in Frankfurt (Oder).

KRIEG UND FRIEDEN

1945 UND DIE FOLGEN IN BRANDENBURG
KULTURLAND BRANDENBURG 2020

Diesem komplizierten Kapitel der europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert ist die 2020 in Frankfurt (Oder) und Potsdam geplante Veranstaltungsreihe *Bahnhof Europas. Frankfurt (Oder) 1945* gewidmet.

Das Projekt wird vom Deutschen Kulturforum östliches Europa in Kooperation mit dem Institut für angewandte Geschichte – Gesellschaft und Wissenschaft im Dialog e. V. und dem Museum Viadrina in Frankfurt (Oder) realisiert. Gefördert wird es von Kulturland Brandenburg im Rahmen des Projektes *Krieg und Frieden. 1945 und die Folgen in Brandenburg* und der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien.



Panorama mit Blick auf die gesprengte Brücke nach Osten, Frankfurt (Oder) 1945, © Stadtarchiv Frankfurt (Oder), Foto: Walter Fricke

DEN HORIZONT ERWEITERN

Mit Abstand sieht man mehr: Schlesien aus der Luft betrachtet

Standortwechsel führt zu neuen Perspektiven – eine Binsenweisheit. Besonders deutlich wird das aber, wenn man größeren Abstand nimmt und sich zudem in die Luft erhebt. Der weiträumige Überblick führt zu Horzonterweiterung und neuen Einblicken. In Bezug auf Kulturlandschaften ermöglicht dies par excellence eine Bildgattung mit großer Tradition: die Ansichten von Stadt und Land »aus der Vogelschau«. Sie erfüllen den uralten Menschheits Traum, die Erde aus der Luft zu sehen. Im technologischen Zeitalter wurde mit der Entwicklung der Fotografie und der Luftfahrt die Möglichkeit dazu geschaffen: Die systematische Luftbildfotografie kam in Mode und wurde nach überwiegend militärischer Nutzung im Ersten Weltkrieg auch für zivile und private oder kommerzielle Zwecke eingesetzt.

Aus dieser Zeit überlieferte Ergebnisse sind Bilder mit heute raren Blicken auf eine vergangene Welt. So bietet etwa die im Bildarchiv des Herder-Instituts für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg bewahrte Sammlung *Hansa-Luftbild* Aufnahmen aus den historischen deutschen Ostgebieten, vor allem aus Schlesien, Pommern, Ostpreußen und der Freien Stadt Danzig, also aus Regionen des

gemeinsamen Kulturerbes von Deutschen und ihren östlichen Nachbarn. Die Bilder aus den 1920er/30er Jahren zeigen Stadt und Land vor den umfangreichen Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg.

Diese Fotografien stehen im Kontrast zu unseren heutigen Wahrnehmungen der im Laufe eines Jahrhunderts stark veränderten Kulturlandschaft. Ihre Gegenüberstellung mit aktuellen Luftaufnahmen vermittelt spannungsreiche Eindrücke und wesentliche Erkenntnisse: Phänomene des Wandels wie des Überdauerns von Landschaft und materieller Kultur, insbesondere in Städten und Siedlungen, werden wahrnehmbar. Verluste werden ebenso schonungslos offengelegt wie bedeutende neue Entwicklungen. Aber auch Konstanten in der Kulturlandschaft über sich ändernde politische und gesellschaftliche Kontexte hinweg werden aufgezeigt.

Der Landschaft von Menschenhand eingeschriebene Strukturen im Hintergrund – Strohballe auf weiter Flur im Opper Schlesien bei Pawlowitzke/Pawłowicki, Foto: Thomas Voßbeck 2016 (HI Bildarchiv Nr. 261479)

Zoom in die Vergangenheit: Der historische Stadtkern von Reichenbach/Dzierżoniów in Niederschlesien. Collage von Stanisław Klimek aus Hansa-Luftbild 1930 (HI Bildarchiv Nr. 59417) und Foto von Stanisław Klimek 2017 (HI Bildarchiv Nr. 252926)





Große Unterschiede? Schrägluftaufnahmen damals ...
Aus der A 35. (Junkers Luftbildzentrale/Hansa Luftbild AG,
LAV NRW R RW 0229 45781)



... und Luftbildfotografie heute. Der Fotograf Thomas Voßbeck
(links) mit dem Piloten Krystian Felix im Ultraleichtflugzeug, Fotos:
Thomas Voßbeck (HI Bildarchiv Nr. 261500 und privat)

Schlesien in den 1920er Jahren und in den 2010er Jahren – ein Vergleich

Die verschiedenen Sichtweisen und Blickwinkel auf die Region Schlesien waren Gegenstand zweier transnationaler Buch- und Ausstellungsprojekte, an denen das Herder-Institut – teilweise in Zusammenarbeit mit Partnerinstitutionen (Universität Siegen, Schlesisches Museum zu Görlitz, LWL-Industriemuseum Dortmund) – beteiligt war. Beide

Vorhaben erbrachten Beiträge zur visuellen Geschichte dieser faszinierenden Kultur- und Industrielandschaft, dieser sowohl sprachlich-kulturell als auch sozioökonomisch vielfältigen Region, in der sich nicht nur deutsche, polnische und tschechische Kulturschichten überlagern. Da insbesondere das multikulturelle Schlesien in der Betrachtung Multiperspektivität und Mehrsprachigkeit erfordert, wurden diese Projekte in Kooperation mit Partnern in Breslau/Wrocław

Mit dem Strukturwandel in Oberschlesien verändert sich auch das Bild der Industrieanlagen: Das Heizkraftwerk in Rybnik – eines der größten in Polen. Foto: Thomas Voßbeck 2016 (HI Bildarchiv Nr. 261459)





Architektonisches Erbe Schlesiens in seiner historischen Dimension: Das malerisch gestaltete Schloss Koppitz/Kopice (Kreis Grottkau/Grodków), 1868/69 für die Familie Schaffgotsch erbaut, seit 1958 Ruine. Gegenüberstellung von Hansa-Luftbild 1928 (HI Bildarchiv Nr. 61338) und Foto von Thomas Voßbeck 2016 (HI Bildarchiv Nr. 261458)

(Städtisches Museum, Verlag Via Nova), in Kattowitz/Katowice (Schlesisches Museum) und Troppau/Opava (Schlesisches Landesmuseum) durchgeführt.

Während für die Städte Niederschlesiens eine direkte Gegenüberstellung der aktuellen mit den historischen Ansichten umfassend möglich war und das auch für die westlichen Teile Oberschlesiens weitgehend gelang, konnte für die ab 1921 zur Zweiten Polnischen Republik gehörenden östlichen Teile – aus naheliegenden Gründen – keine Bilddokumentation des preußischen Luftbildunternehmens aus der Zwischenkriegszeit für Vergleiche herangezogen werden.

Die auf die historischen Schrägluftbilder rekurrierenden aktuellen Fotografien von Stanisław Klimek (Niederschlesien, 2000–2016) und Thomas Voßbeck (Oberschlesien, 2016–2018)

haben neben ihrem dokumentarischen Wert auch künstlerisch-interpretierende Qualität. Von den erfahrenen Fotografen auf detailliert geplanten Routen aus Flugzeugen aufgenommen, sind es keine rein technischen Bilder wie etwa Satelliten- oder Drohnentfotos. Die von ihnen geschaffenen Lichtbilder sind zugleich abbildend und abstrahierend. Sie nehmen die historische Dimension auf und schaffen ein neues, suggestives Bild des kulturell reichen Schlesiens mit visueller Faszinationskraft.

Dietmar Popp

Dr. Dietmar Popp ist Leiter der Abteilung Wissenschaftliche Sammlungen am Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung – Institut der Leibniz-Gemeinschaft Marburg (→ S. 56–58).

 www.herder-institut.de/bildkatalog



*Górný Šlask z powietrza – dzisiaj /
Oberschlesien aus der Luft – heute
Horní Slezsko ze vzduchu – dnes.*

Hg. von Claudia Kraft und Dietmar Popp,
Katowice und Marburg 2019
ISBN 978-3-87969-451-8, 25 € [D]

*Górný Šlask z powietrza – przed stu lat
Oberschlesien aus der Luft – vor 100 Jahren
Horní Slezsko ze vzduchu – před sto lety.*

Hg. von Claudia Kraft und Dietmar Popp,
Katowice und Marburg 2019,
ISBN 978-3-87969-452-5, 25 € [D]



*Städte Niederschlesiens im Luftbild.
Aus den Sammlungen des Herder-Instituts.
Text und Konzept: Rafał Eysymontt,
Co-Autor: Sławomir Brzezicki, Marburg und Wrocław 2018,
ISBN 978-3-87969-439-6, 32 € [D]*

*Miasta Dolnego Śląska na fotografii lotniczej. Ze zbiorów Instytutu Herdera w Marburgu.
Tekst i koncepcja: Rafał Eysymontt, Co-Autor: Sławomir Brzezicki, Marburg i Wrocław 2018,
ISBN 978-3-87969-440-2, www.vianova.com.pl*



Blick auf Zarz/Sorica, 2009, © Johann Jaritz via Wikimedia Commons

UNTER DEN GIPFELN DES RATITOVEC

Die Geschichte der Tiroler Siedlungen von Zarz/Sorica und Umgebung

Das deutsche Gebiet von Zarz/Sorica in der ehemaligen Krain ist fast vergessen. Es befindet sich im Nordwesten des heutigen Slowenien, im oberen Teil des Hochselzacher/Selščica-Tals, zwischen dem alpinen und dem voralpinen Raum. Auf terrassierten Hängen, unter den Gipfeln des Ratitovec-Gebirges liegen die Dörfer Ober Zarz/Zgornja Sorica, Unter Zarz/Spodnja Sorica, Im Eibendtlein/Ravne, Am Thoregkh/Torka, Za Werdam/Zabrdo, Pertovseh/Prtovč, Salimlog/Zali Log, Ober Daine/Zgornje Danje und Unter Daine/Spodnje Danje. Ihre fast 800-jährige Geschichte nahm im Hochpustertal/Alta Pusteria in Südtirol ihren Anfang.

Bereits im frühen und hohen Mittelalter begann sich das Gebiet von Zarz unter bairischer Herrschaft zu entwickeln. Tassilo III., Herzog von Baiern, überließ dem späteren Bischof Atto von Freising (damals noch Atto von Scharnitz) 769 ein Gebiet im oberen Teil des Hochpustertals zur Errichtung eines Benediktinerklosters in dem Ort Innichen/San Candido. In der zu dieser Zeit noch weitgehend unbewohnten Gegend waren die Freisinger Bischöfe die Ersten, die eine Ansiedlung systematisch förderten. Im Jahr 973 übertrug der römisch-deutsche Kaiser Otto II. dem Bischof Abraham von Freising dann einen großen Teil des Territoriums in der Krain – das gesamte Selzacher Tal bis hin zur heutigen Stadt Bischoflack/Škofja Loka.

Wegen des Bevölkerungswachstums schenkte Bischof Emicho von Freising im Jahr 1283 den Siedlern von Innichen Land auf dem Gebiet von Zarz. Eine Zeichnung in den Urbarien von Bischoflack aus dem Jahr 1291 zeigt die Errichtung von zwanzig neuen Bauernhöfen in Zarz und im Dorf Niderhueben/Danje. Urbarien aus den Jahren 1318, 1492 und 1501 dokumentieren die Besiedlung weiterer Dörfer in der Region Zarz.

Auf den Bauernhöfen herrschte offenbar eine hohe familiäre Kontinuität. Das lässt sich unter anderem aus den Geburtsregistern ableiten. Zudem finden sich im gesamten Gebiet um Zarz – ähnlich wie im Hochpustertal oder in Baiern – immer wieder Familiennamen wie Egart/Egort,

Kofler, Gaiger, Trojer, Gasser, Merkel/Märktel oder Pfeifer. Generell lässt sich der Schluss ziehen, dass die Bevölkerung in den Dörfern unterhalb des Ratitovec während der gesamten Siedlungsgeschichte relativ homogen blieb.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden die deutschsprachigen Bewohnerinnen und Bewohner der Siedlungen stigmatisiert. Dennoch hat in den letzten Jahren die Wiederbelebung der lokalen Traditionen, Bräuche und Gewohnheiten der Vorfahren begonnen. Einige von ihnen waren auch beibehalten worden. Jedes Jahr übergibt beispielsweise eine Delegation aus Zarz der Klosterkirche in Innichen eine Geldspende und bittet im Gegenzug um den Schutz ihres Grund und Bodens. Zudem wird in der Gegend ein spezieller Dialekt gesprochen – heute zwar nur noch von wenigen, aber in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts von fast der gesamten Bevölkerung. Er ähnelt den Hochpustertaler und bairischen Dialekten. Die Menschen, die heute in Zarz und Umgebung leben, sind sich der alten Traditionen bewusst und stolz auf ihre Geschichte.



Miha Markelj

Dr. Miha Markelj ist wissenschaftlicher Mitarbeiter und Postdoc an der Primorska-Universität (Univerza na Primorskem) in Koper, Slowenien. Er publizierte u. a. zur Bedeutung traditioneller Kulturlandschaften für eine nachhaltige Tourismusentwicklung.

Bauernhof Zgornji Trojar im Dorf Trojar, 2018, © Miha Markelj



VERLASSENES LAND

Die ehemalige deutsche Sprachinsel in der Gottschee

Auf dem Gebiet des heutigen Slowenien lebten vor dem Zweiten Weltkrieg (um 1931) rund 29 000 Personen mit Deutsch als Muttersprache, vor allem in Laibach/Ljubljana, in der Gottschee/Kočevska, in diversen untersteirischen Städten und Märkten, im Abstaller Feld und in vier Dörfern des Übermurgebiets. Die deutsche Sprachinsel in der Gottschee war etwa 800 Quadratkilometer groß.

Während des Krieges wurde das slowenische Gebiet zwischen Deutschland, Italien, Ungarn und Kroatien aufgeteilt. Dies führte im Jahr 1941 zur Umsiedlung von etwa 12 000 Gottscheer Deutschen und zirka 1 600 Laibacher Deutschen aus dem italienischen Besatzungsgebiet. Die Nationalsozialisten, die deutschsprachige Bürgerinnen und Bürger aus allen europäischen Ländern ins Deutsche Reich holten, regten auch die Umsiedlung der Gottscheer Deutschen an. Man wies ihnen ein von den Deutschen okkupiertes Gebiet an der Grenze zum Königreich Italien und zum Unabhängigen Staat Kroatien zu, aus dem die Mehrheit der slowenischen Bevölkerung vorher vertrieben worden war.

Die rigide Besatzungspolitik der Nationalsozialisten und deren Unterstützung durch einen Teil der deutschsprachigen Minderheit hatten später die Forderung nach kollektiver

Verantwortung der Deutschen in Slowenien zur Folge. Die Abrechnung mit der deutschsprachigen Minderheit nach dem Ende des Krieges war radikal. Diejenigen, die nicht gemeinsam mit der deutschen Armee das Land verlassen hatten, wurden von der neuen jugoslawischen Regierung in Lager gesperrt oder ausgewiesen, ihnen wurde die Staatsangehörigkeit aberkannt und ihr Vermögen wurde konfisziert. Insgesamt registrierte der Staatssicherheitsdienst 9 474 ausgesiedelte Personen. Aufgrund dieser Maßnahmen gab es schließlich nur noch wenige Deutschsprachige in Slowenien. Die letzte Volkszählung im Jahr 2002 verzeichnete 1 628 Personen mit deutscher Muttersprache, 680 darunter bezeichneten sich als »Deutsche« (davon 181 österreichische und 499 deutsche Staatsbürger). Sie lebten über das gesamte slowenische Gebiet verteilt.

Die Entvölkerung der Gottschee

Nachdem die Deutschen ihre Häuser in der Gottschee verlassen hatten, blieben ihre Dörfer und Siedlungen meist unbewohnt. Ein Teil wurde niedergebrannt, vieles nicht wiederaufgebaut oder renoviert. Die nach dem Krieg konfiszierten deutschen Grundstücke wurden zu sozialistischen staatlichen Landwirtschaftsgütern umfunktioniert. Die ambitionierten Pläne trugen jedoch keine Früchte. Aufgrund schlechter Besiedlungs- und Personalentscheidungen, aber auch wegen der Wirtschafts- und Kulturpolitik blieben weite Landstriche unbesiedelt. Ein Großteil des Gebietes im Gottscheer Land wurde zur militärischen Sperrzone erklärt. Zudem hatte man aus ideologischen und nationalen Gründen alles beseitigt, was kirchliche oder deutsche Züge trug.

Das Schicksal der deutschsprachigen Minderheit kann mit einigen Zahlen dargestellt werden: Zu Beginn des 20. Jahrhunderts lebten in der Gottschee rund 20 000 Deutsche, heute sind es nur noch ein paar wenige. Mehr als neunzig Prozent des Gebietes sind von Wald bedeckt, die einstige Siedlungskultur ist fast vollständig verschwunden. Die Dörfer sind größtenteils verfallen oder wurden abgerissen, über 100 von insgesamt 176 wurden zerstört. Von 123 Kirchen sind nur noch 28 erhalten. Ein ähnliches Schicksal ereilte Kapellen und Bildstöcke: Von etwa 400 ist heute nur noch ein Zehntel vorhanden. Auch die Mehrheit der 38 Friedhöfe, der bedeutendsten materiellen Zeugen der 600-jährigen Anwesenheit der Gottscheer Deutschen auf slowenischem Gebiet, wurde vernichtet. Grabsteine mit deutschen Namen sind inzwischen sehr selten.

Neue Entwicklungen – Grund zur Hoffnung?

Noch vor dreißig Jahren war das Gottscheer Land ein vergessenes Land. Doch nach den demokratischen Veränderungen in Slowenien im Jahr 1990 wurde das Gebiet auch für Forscherinnen und Forscher interessant, die sich mit



Reproduktion zweier Ansichtskarten von Unterwarmberg/Dolja Topla Reber aus dem Jahr 1913, © Pokrajinski muzej Kočevje



Plarhol



Unterwarmberg im Jahr 2002, © Mitja Ferenc

dem Kulturerbe der einstigen deutschsprachigen Bevölkerung auseinandersetzen. In den folgenden Jahren wurden im Gottscheer Land diverse Vereine gegründet, etwa der Gottscheer Altsiedler Verein (*Društvo Kočevarjev staroselcev*). Mit Ausstellungen, topografischen Studien, Filmen, Tafeln, Büchern und Vorträgen wird versucht, das tragische Schicksal der Gottscheer Deutschen erlebbar zu machen.

Auch in anderen Regionen Sloweniens sind in den letzten Jahren mehrere deutsche Vereinigungen entstanden. Ihre Programme zielen vor allem auf die Erhaltung des deutschen Kulturerbes. So sollen Menschen angeregt werden, die deutsche Kunst und Literatur zu entdecken, Deutsch zu lernen oder ihre Sprachkenntnisse zu vervollkommen. Die

Vereinigungen setzen sich zudem dafür ein, dass die deutsche Minderheit in Slowenien ebenso anerkannt wird wie die italienische und die ungarische. Nach der Unabhängigkeit Sloweniens wurde die Forderung nach der Anerkennung der deutschsprachigen Minderheit zu einem Dauerthema in den slowenisch-österreichischen Beziehungen. Die beiden Staaten regelten diese Angelegenheit im Jahr 2001 mit dem sogenannten Kulturabkommen.

Mitja Ferenc

Der slowenische Historiker Dr. Mitja Ferenc ist Professor an der Philosophischen Fakultät der Universität Laibach/Ljubljana und Mitherausgeber des 2011 beim Deutschen Kulturforum östliches Europa erschienenen Buches Spurensuche in der Gottschee. Deutschsprachige Siedler in Slowenien.



Die Filialkirche Hl. Kreuz in Grodetz/Gradec) im Jahr 1992, © Mitja Ferenc

VON PRAG IN DIE WELT

Wie Lucie und Franz Schulz auf zwei Kontinenten Kulturgeschichte schrieben

*Schönes ernstes Rätsel, Prag,
wer sänge deines Lebens Tiefen ...*

Friedrich de la Motte Fouqué, Reise-Erinnerungen, 1823

Sie waren Kinder Prags, die auszogen, die Welt zu erobern – die Geschwister Lucie und Franz Schulz. Es war das Prag Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I., der das Zepter der k. u. k. Habsburgermonarchie in Wien nimmermüde schwang. Es war auch das österreichische Prag der Tschechen, Deutschen und Juden, die die »dreifache Seele« (Franz Werfel) bildeten. Bis 1918. Bis »der Zerfall Österreich-Ungarns [...] die Kakanier auf die Wanderschaft in eine mürrische Zukunft trieb« (Franz Schulz).

Als Lucie Schulz ist sie am 18. Januar 1894 in Prags ältester Vorstadt Karolinenthal/Karlín geboren – am 17. Mai 1989 in Zollikon bei Zürich als Lucia Moholy gestorben. Dazwischen liegt *ihre* Bauhaus-Geschichte ... liegt Exil-Geschichte.

Als Franz Georg Schulz ist er am 22. März 1897 in Karolinenthal geboren – am 4. Mai 1971 in Muralto (Tessin) als Francis George Spencer, genannt Franz Spencer, gestorben. Dazwischen liegt Film-Geschichte ... liegt *seine* Exil-Geschichte.

Sie wuchsen als Kinder des Landesadvokaten Dr. jur. Gottlieb (Bohumil) Schulz und seiner Frau Valeska in einem intellektuell-musisch geprägten Zuhause in Prag auf. Die Familie, zu der auch die Schwester Gisa gehörte, war mosaikartigen Glaubens; die Kinder wurden »eher atheistisch erzogen« (Lucie). Muttersprachen: Deutsch und Tschechisch, dazu mit auf den Lebensweg: Englisch und Französisch.

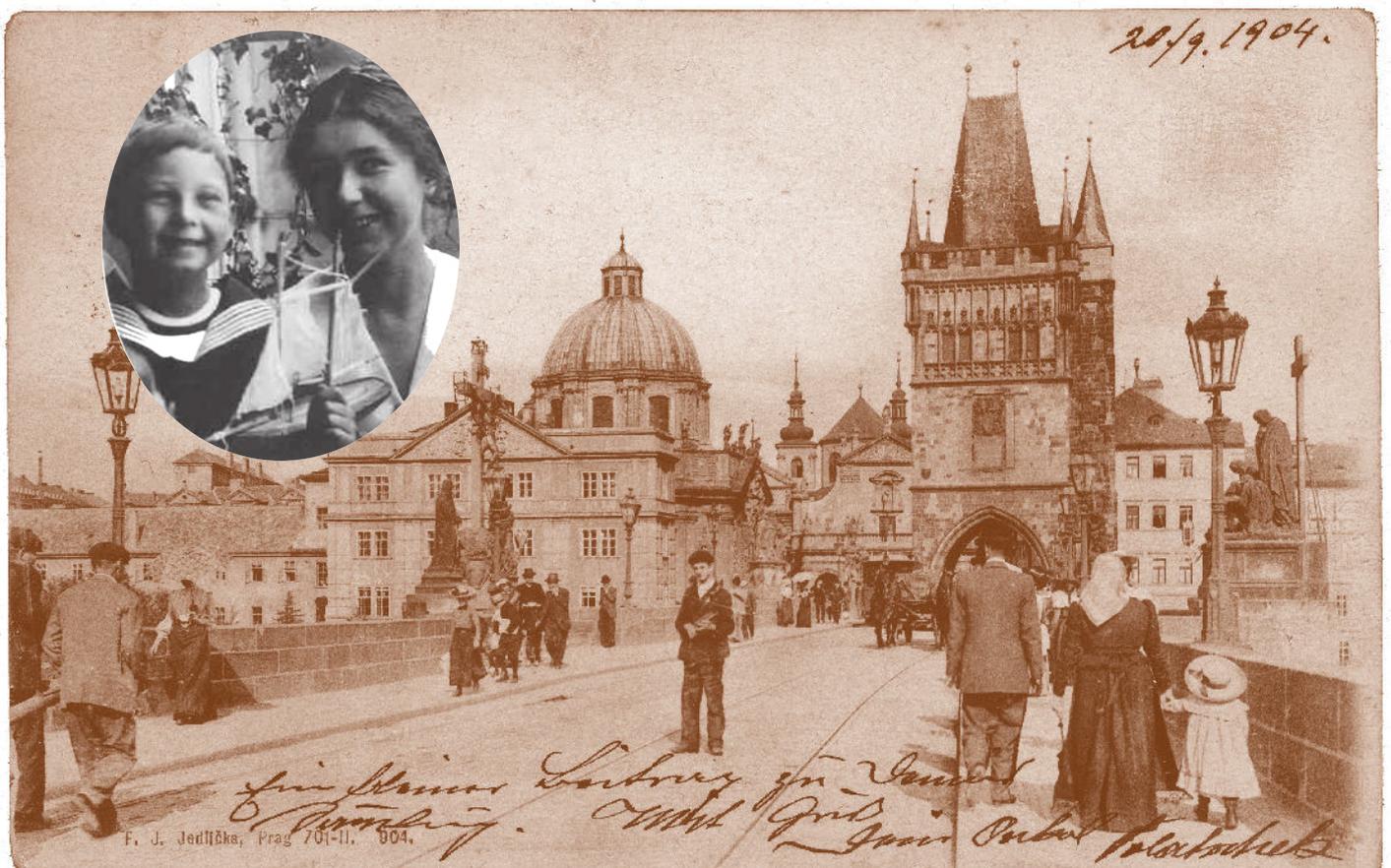
Prag, ade

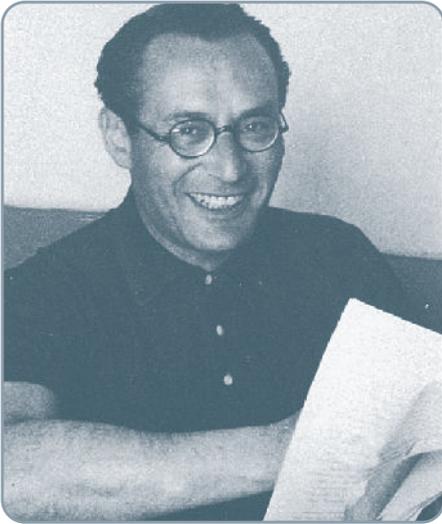
Als Lucie Schulz 1915 aufbricht, hat sie ihre Lehramtsbefähigung für Deutsch und Englisch + Büroerfahrung in der Kanzlei ihres Vaters + Verbindungen zur damals aufkommenden Jugendbewegung im Gepäck. Ihr Weg führt sie ins deutsche Kaiserreich – in die Verlagswelten von Wiesbaden (1915), Leipzig (1916–18), Hamburg (1919). Sie profiliert sich in Redaktion und Lektorat. Ihre Fotografie ist zu der Zeit noch amateurhaft. So gerüstet geht Lucie 1920 nach Berlin. In dieser Weltstadt, Medienstadt, Filmmetropole, wo die Bilder 1895 laufen lernten, ist Franz Schulz bereits 1918 angekommen.

Berlin, welcome

In Berlin ankommen heißt: in der Avantgarde ankommen. Ein junger Künstler, der ungegenständlich-konstruktivistisch

Historische Postkarte mit der Prager Karlsbrücke und deutscher Aufschrift, um 1904, © akg-images, und Porträt von Franz und Lucie Schulz um 1909, Bauhaus-Archiv Berlin





Franz Spencer alias Schulz (1946),
© Bauhaus-Archiv Berlin

auf dem Gebiet der Malerei und Fotografie experimentiert, ist der Ungar László Moholy-Nagy. Im April 1920 lernt Lucie ihn kennen; im Januar 1921 heiraten sie. Aus Lucie Schulz wird Lucia Moholy, die kongeniale Partnerin. Es beginnen gemeinsame Experimente mit Fotogrammen, bei denen lichtempfindliche Materialien ohne Kamera belichtet werden. Noch verdient sie das Geld beim Rowohlt-Verlag, bis 1923 ihr Mann als Meister von Walter Gropius ans Bauhaus Weimar berufen wird. Derweil hat Franz Schulz den Film längst als neue Kunstgattung für sich entdeckt. 1920 wird sein erstes Drehbuch *Die rote Redoute* verfilmt. 1918 von Wien gekommen, wohin ihn 1916 noch Seine Majestät von der Prager Karlsuniversität weg zu den Fahnen gerufen hatte, arbeitet Schulz zunächst als Journalist. Das tat er bereits für das *Prager Tagblatt* – wie alle, die dem Prager Sammelbecken deutscher Literatur entstammten, als es noch in seinen »Bildungsstätten Café Arco und Café Continental« (Franz Schulz) nur so »werfelt und brodeln, kaffat und kischt« (Karl Kraus).

Als Filmpublizist bereist Franz Schulz auch Moskau, Paris, London. 1929 fasziniert ihn die neue Technik: der Film mit »Sound«. Mit dem Stummfilm *Die Hose* nach dem Lustspiel von Carl Sternheim begründet »der Hosen-Schulz« 1927 seinen Erfolg als Komödienautor, dessen

Dialogwitz vor allem ab 1930 den Tonfilm befördert.

Weimar – Dessau – Berlin – Exil

Nein, Lucia Moholy war keine »Bauhäuslerin«. Sie war »nur« als Fotografin professionell ausgebildet (Atelier Eckner, Weimar 1923/24), mit foto- und drucktechnischen Kenntnissen (Akademie Leipzig 1925/26). Ihre Porträtreihe beeindruckt. Als Bauhaus-Fotografin großer Bildserien der Produkt-, speziell der Architekturfotografie, etwa von den Meisterhäusern in Dessau (1926), als Lektorin/Redakteurin der Bauhaus-Bücher, die von Walter Gropius und



Lucia Moholy, Selbstporträt (1930), Bauhaus-Archiv Berlin, © VG Bild-Kunst, Bonn

László Moholy-Nagy herausgegeben wurden, hatte Lucia Moholy unschätzbaren Anteil an der weltweiten Verbreitung der Bauhaus-Idee. Ihr Name blieb dabei meist ungenannt. Nach der Trennung vom Bauhaus im Jahr 1928 folgt die Trennung der Moholys 1929 in Berlin. Ende einer »Art symbiotischer Arbeitsgemeinschaft«, von Lucia Moholy auch so interpretiert: »Er hat nie eine Dunkelkammer betreten – der Künstler war er.« Lucia wird Fachlehrerin für Fotografie an der Itten-Schule Berlin. Im August 1933 wird ihr Lebensgefährte, der kommunistische Reichstagsabgeordnete Dr. Theodor Neubauer, in ihrer Wohnung verhaftet. Sie muss überstürzt fliehen, ihr Bauhaus-Fotoarchiv (500 Glasnegative) bei Freunden zurücklassend. Über Prag,

Wien, Paris kommt sie 1934 in London an. Im Exil ...

Let's go to Hollywood, New York ...

Nach dem Ufa-Protokoll über die Auflösung der Verträge muss auch Franz Schulz wie alle »jüdischen Mitarbeiter« 1933 in Berlin die Koffer packen. Zu seinen großen Kassenschlagern zählen 1930 *Zwei Herzen im 3/4-Takt* und *Die Drei von der Tankstelle* sowie 1931 *Bomben auf Monte Carlo*. Anfang 1934 mit dem Linienschiff Georgic, von England kommend, im US-Exil gelandet, kann er als einer der gefragtesten Drehbuchautoren auf 30 Stumm- und 37 Tonfilme aus der Zeit zwischen 1920 und 1933 zurückblicken. Erfolge, die er als US-Bürger Franz Spencer in der Filmmetropole Hollywood – etwa bei Paramount unter Vertrag – so nicht wiederholen kann. Sein englischsprachiges Prosawerk *Battles of a Bystander* (New York 1941) erscheint zur falschen Zeit: Amerika tritt 1941 gerade in den Krieg ein. Anfang 1950 geht er nach New York, schreibt für Fernsehen und Bühne. Da, wie er selbst feststellt, »die Freiheitsstatue nicht immer lächelt«, kehrt er Mitte der 1950er Jahre nach Europa zurück – im Gepäck sein Drama *A Window Facing East*. Der dritte Prager Fenstersturz, Jan Masaryk, 1948 ... das Werk ist ein Tribut

Filmplakat *Die Drei von der Tankstelle* (1930)





Meisterhäuser in Dessau von Walter Gropius, Foto: Lucia Moholy 1926, Bauhaus-Archiv Berlin, © VG Bild-Kunst, Bonn 2020

des Prager Homme de lettres an seine Stadt. Als »Gentleman-Nomade« zieht der Hagestolz durch Europa, rastet mal auf Ibiza, mal in Ascona, schreibt für die Bühne – wieder deutsch. Sein erfolgreiches Prosawerk *Candide 19.. oder das miese Jahrhundert* als Variante zu Voltaire erscheint 1966. Spencer at his best ... einst als Franz Schulz »einer der Großen des Kinos der späten Weimarer Republik – heute von der Filmgeschichte vernachlässigt«, so der Filmhistoriker Jan-Christopher Horak anlässlich der großen Retrospektive 1994 in München.

Es wär' so schön gewesen ...

Seit 1934 im Londoner Exil, kämpft Lucia Moholy um die Freilassung

Theodor Neubauers – zunächst erfolgreich. Doch ihr Lebensgefährte wird wieder verhaftet und Anfang 1945 hingerichtet. Beherzt ringt Lucia auch um die eigene Existenz, um ihr Negativarchiv, das angeblich verschollen ist. Trotz Krieg und Verlust gelingt es ihr, sich in London zu etablieren: als Porträtfotografin der High Society (»ich habe Menschen fotografiert wie Häuser«); als Publizistin (*A Hundred Years of Photography*, 1939); ab 1940 mit britischem Pass: als Beauftragte für Mikroverfilmung an der Cambridge University; als Verfilmungsbeauftragte der UNESCO 1946 im Nahen und Mittleren Osten. Zuletzt leitet sie 1952/53 in Istanbul und Ankara den Aufbau kulturhistorischer Archive. Und endlich, nach

jahrelangem Rechtsstreit mit keinem Geringeren als Walter Gropius (USA), erfolgt 1957 die (Teil-)Rückgabe ihrer Bauhaus-Negative, die von fotohistorischer Bedeutung sind. Den Vertrauensbruch durch den Bauhaus-Gründer wird sie nie überwinden. 1959 übersiedelt Lucia Moholy in die Schweiz, widmet sich publizistischer Tätigkeit und ihrem Fotoarchiv, nimmt an Ausstellungen teil.

Hin und wieder treffen sich die Geschwister Lucie und Franz. Fern von Prag – auf den Balearen, in der Schweiz. Ausschließlich jeweils ihrem Werk verpflichtet, pflegen sie ansonsten ihren Grundsatz: »Vom übrigen wollen wir nicht sprechen.«

G. G. von Bülow



G. G. von Bülow, geboren 1934 in Haldensleben (Sachsen-Anhalt), mit wechselnden Lebensstationen von Kopenhagen bis Ibiza, lebt in Berlin. Sie engagierte sich im Verlags- und Kommunikationsbereich, arbeitete als PR-Beraterin, Herausgeberin und *ghost writer*. Seit 1994 verfasst sie als freie Autorin Belletristik, Sachliteratur und Biografien.

 www.ggvbuelow.de

 Franz Spencer: *Candide 19.. oder das miese Jahrhundert*, München 1966. Neu hg. und mit einem Nachwort v. G. G. von Bülow, Berlin 1994

◀ G. G. von Bülow: *Franz Schulz. Ein Autor zwischen Prag und Hollywood. Eine Biographie*, Prag 1997

G. G. von Bülow: *Candide in einem miesen Jahrhundert*, in: *FILMEXIL 21/2005: Battles of a Bystander – Franz Spencer*, S. 10–51

Der Nachlass von Lucia Moholy befindet sich im Bauhaus-Archiv Berlin.

JUNG UND PLURIKULTURELL

Seit über 25 Jahren bereichert »Canzonetta« das Musikleben im siebenbürgischen Kronstadt/Braşov

In Siebenbürgen/Transsylvanien hat fast jeder Ort mehrere Namen – so wie Kronstadt (deutsch) auch Braşov (rumänisch) und Brassó (ungarisch) heißt. Die Gesellschaft ist multiethnisch und multikonfessionell. Neben Rumänen, Ungarn, Juden und Roma leben seit dem 12. Jahrhundert auch Deutsche hier – die Siebenbürger Sachsen. Obwohl ihre Zahl inzwischen stark geschrumpft ist, sind ihre Kulturinflüsse noch sehr präsent. In großen Städten existiert ein intaktes deutsches Schulwesen und ein kirchliches Gemeindeleben. Zudem gibt es eine lange Musiktradition. Jeden Sommer werden in den mittelalterlichen Wehrrkirchen in der Umgebung Kronstadts Konzerte organisiert, in der Schwarzen Kirche, dem größten gotischen Bauwerk Südosteuropas, finden Orgelkonzerte statt, der Bach-Chor der evangelischen Honterus-Gemeinde ist über die Grenzen Rumäniens hinaus bekannt.

Seit über 25 Jahren gibt es auch »Canzonetta«, das Vokal- und Instrumental-Ensemble der Evangelischen Kirchengemeinde A. B. Kronstadt – 25 bis dreißig Personen zwischen 9 und 18 Jahren, die gemeinsam musizieren. Ihr Repertoire reicht von Instrumental- und Chormusik aus Renaissance, Barock oder Klassik über internationale Evergreens des 20. Jahrhunderts bis hin zu Volksmusik aus der rumänischen, ungarischen, deutschen, jüdischen Tradition Siebenbürgens. Das bewirkt bei den jungen Menschen noch mehr Toleranz anderen Nationalitäten gegenüber. Plurikulturalität gilt auch für die Zusammensetzung der Gruppe: Unterschiedliche Ethnien sind vertreten, bei Proben und Konzerten wird aber Deutsch gesprochen.

1994 gründete Ingeborg Acker zunächst eine Blockflötengruppe mit Schülern des deutschsprachigen Johannes-Honterus-Lyzeums. Immer häufiger wurde Chorgesang instrumental begleitet, vornehmlich vom

Blockflötenquartett und von Rhythmus-Instrumenten. Später kamen Metallophone, Xylophone, Glockenspiele hinzu. Seit 1999 heißt das Ensemble »Canzonetta«. Mehrere ehemalige Mitglieder sind heute erfolgreiche Musiker. Doch das Hauptziel ist nicht die Vorbereitung auf eine musikalische Karriere, sondern die Förderung von Teamgeist, Kollegialität und Gemeinschaftssinn mit Hilfe der Musik.

»Auf menschlicher Ebene bringt das gemeinsame Musizieren den Kindern eine Stärkung des Selbstbewusstseins, der Kommunikationsfähigkeit, mehr Freude an den Klängen und Rhythmen ohne Jagd nach guten Noten und schließlich auch ohne iPhones, Computerspiele und Facebook. Außerdem vermittelt man der jungen Generation ein Stück Kultur, das sich die Kinder zu eigen machen und nicht nur passiv zur Kenntnis nehmen. Deshalb versuche ich das Repertoire so zu gestalten, dass die »Canzonettisten« in alle musikgeschichtlichen Stilrichtungen »hineinschnuppern« können und sich begeistern lassen. Allein mit Klassik wäre diese Resonanz schwer zu erreichen«, meint Ingeborg Acker. Seit der Gründung von »Canzonetta«

entdeckten Hunderte von Kindern und Jugendlichen ihre Liebe zur Musik.

Das Ensemble erfindet sich immer wieder neu – Zusammensetzung und Repertoire ändern sich ständig. Doch eines ist nach über 25 Jahren gleichgeblieben: die Freude am Musizieren.

Kulturpreis

2019

GEORG
DEHIO

Elise Wilk

Die rumäniendeutsche Journalistin und Theaterautorin Elise Wilk leitet die Lokalredaktion der Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien (ADZ) in Kronstadt/Braşov und erhielt 2019 die Auszeichnung »Auslandsdeutsche des Jahres«.

Ingeborg Acker, geboren 1957 als Ingeborg Gagesch in Rosenau/Râşnov, Siebenbürgen, Rumänien, ist seit 1980 Organistin der Evangelischen Kirche A. B. (Honterus-Gemeinde) in Kronstadt/Braşov. 1994 gründete sie das Vokal- und Instrumental-Ensemble »Canzonetta«, in dem Kinder und Jugendliche unterschiedlichen Alters und verschiedener Ethnien gemeinsam musizieren. Das schon mehrfach preisgekrönte Ensemble gab Konzerte in Rumänien, Österreich, Deutschland und der Schweiz, war im TV zu sehen und nahm CDs auf. Im September 2019 wurden Ingeborg Acker und »Canzonetta« mit dem Förderpreis des Georg Dehio-Kulturpreises ausgezeichnet.

»Canzonetta«-Konzert am 27. September 2019 in der Heilige-Geist-Kirche Berlin, Foto: Helge Theil/DKF



GESCHICHTE DEFINIEREN, NICHT DEFORMIEREN

Ein Gespräch mit dem Breslauer Historiker und Museumsdirektor Maciej Łagiewski

Kulturpreis

2019

GEORG
DEHIO

Im September 2019 wurde der Hauptpreis des Georg Dehio-Kulturpreises an den polnischen Historiker Maciej Łagiewski verliehen. Aus diesem Anlass führte Roswitha Schieb mit ihm ein Interview, das wir hier in Auszügen wiedergeben.

Während der Zeit des Sozialismus war Breslau/Wrocław, wie der Essayist Andrzej Zawada geschrieben hat, eine »Stadt ohne Gedächtnis« und »mit amputierter Erinnerung«. Die deutsche Vergangenheit war offiziell tabuisiert. Sie haben sich sehr früh dafür eingesetzt, die komplexe Geschichte Breslaus sichtbar zu machen. Wie sind Sie dazu gekommen, sich weit über dreißig Jahre lang derart unverkrampft mit der Stadtgeschichte Breslaus zu beschäftigen? Wie kamen Sie zum Beispiel auf die Idee, den jüdischen Friedhof zu retten?

Ich kannte den jüdischen Friedhof seit meiner Kindheit, weil wir nicht weit entfernt von ihm wohnten. Mein Vater war Architekt und er wollte mir schon früh die verschiedenen Architekturstile beibringen: »Weißt Du, wo du all das findest? Auf dem aus dem 19. Jahrhundert stammenden Friedhof!« Bis 1970 gab es in der Umgebung des jüdischen Friedhofs

mehrere Friedhöfe aus der deutschen Zeit. Nach polnischen Friedhofsbestimmungen durfte man Bestattungsplätze für andere Zwecke vor dem Ablauf von vierzig Jahren nur in Ausnahmefällen im Einvernehmen mit den Zentralbehörden verwenden. Wenn eine Grabstätte 25 Jahre lang nicht mehr gepflegt wird, kann sie eingeebnet werden. Daraufhin wurden die alten deutschen Friedhöfe, diese großen Parks mit umgestürzten Grabsteinen, liquidiert, mit Ausnahme des jüdischen Friedhofs. Und zwar einmal, weil es zwischen Polen und Juden eine gemeinsame Martyrologie gibt, sowohl Juden als auch Polen waren deportiert und ermordet worden, und zum zweiten, weil sich auf dem jüdischen Friedhof das Grab von Ferdinand Lassalle (1825–1864) befindet. Bereits 1975 wurde dieser Friedhof unter Denkmalschutz gestellt. Als ich als Mitglied der Arbeitergewerkschaft Solidarność nach dem Kriegsrecht 1982 meine akademische Lehrtätigkeit verlor, eröffnete ich dem Landeskonservator und dem Leiter des Architekturmuseums die Idee, den alten jüdischen Friedhof vor dem Verfall zu retten. Der Direktor war zuerst skeptisch, aber bereits einige Jahre später wurde die Bewahrung des jüdischen Friedhofs vom Architekturmuseum unterstützt. Immer wieder kamen Journalisten aus Deutschland und suchten nicht nur Kontakt zu Oppositionellen, sondern auch nach alten Kulturspuren. So wollte 1984 eine Delegation von

Maciej Łagiewski auf dem Alten Jüdischen Friedhof, 1980er Jahre, © Danuta Szatkowska



der Friedrich-Ebert-Stiftung mit Heinz Kühn am Lassalle-Grab zu dessen 120. Todestag einen Kranz niederlegen. Die Popularität dieses Grabes war neu für mich. Daraufhin haben wir nicht nur das Grab von Lassalle restauriert, sondern auch die Gräber der Eltern von Edith Stein (1891–1942, 1987 selig-, 1998 heiliggesprochen) und das Grab des Sozialdemokraten Max Kayser (1853–1888), der Reichstagsabgeordneter während der Sozialistengesetze war. Ich habe diese Gräber Helmut und Loki Schmidt, Johannes Rau und Uta Ranke-Heinemann und immer wieder Fritz Stern (1926–2016) gezeigt. 1988 hat der Friedhof den Status eines Museums bekommen. Ab 1993 unterstützte ich auch polnisch-deutsche Schülerbegegnungen zwischen einem Breslauer Privatgymnasium und der Thomas-Mann-Oberschule in Berlin. Die Schüler helfen bei den Grünanlagen, vor allem aber geht es um die Jugendbegegnungen und die Gespräche.

Sie schreiben in Ihrem Vorwort zum Museumsführer 1000 Jahre Breslau, dass Sie Geschichte definieren, aber nicht deformieren wollen. Diesem Anliegen dient auch Ihre eindrucksvolle Publikationstätigkeit. Sie veröffentlichten etliche Bücher, unter anderem über Juden in Breslau, über das Stadtwappen, über Breslauer Brücken und über den jüdischen Friedhof. Welche Facetten Breslaus interessieren Sie noch?

In den 1980er Jahren schrieb ich für die Abendzeitung *Wieczór Wrocławia* ganze Feuilleton-Serien über die deutsche und die polnische Vergangenheit der Stadt, und seit etwa 2006 schreibe ich regelmäßig einmal in der Woche, jetzt für die *Gazeta Wrocławska*. Mittlerweile sind drei Sammelbände mit fast 400 Feuilletons erschienen. Immer wieder geht es darin um Persönlichkeiten, die mit Breslau verbunden waren. Auch Feuilletons über Breslauer Orte und wichtige Ereignisse sind in den Sammelbänden vereint. Mein Anliegen ist es immer gewesen, das echte Gesicht von Breslau zu zeigen. Da ich Deutsches und Polnisches mische, habe ich keine Probleme mit der Akzeptanz. Diese multikulturelle Grundlage unterscheidet Breslau von anderen polnischen Städten. Man kann hier polnische Wurzeln suchen, wie ich es mache, man kann auch norwegische Wurzeln suchen, man kann hier alles suchen. Aber ich wehre mich gegen die Tabuisierung des Deutschen während des Sozialismus, als die deutsche Zeit nur als Epoche der Germanisierung angesehen wurde. Wir müssen der Geschichte gegenüber ehrlich sein. Ich kämpfe jedenfalls um das universale Gedächtnis der Stadt.

Welche Bedeutung hat die deutsche Sprache für Sie?

In meiner Kinderzeit war ich umgeben von deutscher Schrift, von deutschen Aufschriften. Sie waren überall auf den Fassaden. Das war das tägliche Brot für uns. Auch ausgemeißelte Worte oder Wortteile sahen wir täglich. Vom Neuen Rathaus blieben das Baujahr »1863« und die schön verzierte Initiale eines »E« erhalten, das »rbaut« wurde entfernt. Bis heute kann man hier und da Spuren der deutschen Vergangenheit der Stadt in Form von Kanaldeckeln, Hydranten oder Leitungsschildern finden.

Haben Sie Wünsche für die Zukunft?

Ich würde gerne wieder die Holtei-Büste auf der ehemaligen Holtei-Höhe (heute Polnische Höhe) aufstellen, denn Holtei war der einzige Enthusiast im 19. Jahrhundert, der sich für die polnische Kultur und Geschichte begeisterte. Die Gedenktafel an seinem Haus bzw. dem Nachfolgebau in der Breslauer Altstadt geht auch auf meine Initiative zurück. Als ich meinen 50. Geburtstag feierte, bereiteten meine Museumsmitarbeiter einen Sonderdruck über mich vor und fragten mich, ob ich eine Idee für den Titel hätte. Da schlug ich ein Zitat von Karl von Holtei vor, das in schlesischem Dialekt auch auf seiner Grabmalgedenktafel zu lesen ist: »Suste nischt ack heem«, was frei übersetzt heißt: »Überall ist es gut, aber zu Hause ist es am besten.« Und das ist meine universelle Botschaft für das ganze Leben.

Die Germanistin und Kunstwissenschaftlerin Dr. Roswitha Schieb veröffentlichte neben Theaterbüchern zahlreiche kulturgeschichtliche Titel über das östliche Europa, vor allem über Schlesien.



Der Jurist, Historiker und Museologe Dr. Maciej Łagiewski wurde 1955 in Breslau/Wrocław geboren. Seit 1991 ist er Direktor des Historischen Museums und seit 2000 des Stadtmuseums Breslau. Er ist Initiator der Dauerausstellung *1000 Jahre Breslau*, verfasste zahlreiche Publikationen, die zum Teil in deutscher

Sprache erschienen sind, gründete die Galerie der berühmten Breslauerinnen und Breslauer im Alten Rathaus und ist Mitglied in verschiedenen Ausschüssen, Komitees und Jurys. Für seine Verdienste erhielt er unzählige Auszeichnungen, unter anderem als erster Pole den Kulturpreis Schlesien des Landes Niedersachsen.

VOLKSGENOSSE ODER FEIND DES VOLKES?

Die doppelte Diktaturerfahrung der Schwarzmeerdeutschen

Die deutschsprachige Bevölkerung am Nordufer des Schwarzen Meeres erfährt während des Zweiten Weltkriegs zwei Diktaturen. Zu Kriegsbeginn lebt sie in der stalinistischen Diktatur der Sowjetunion. Das ändert sich nach dem Überfall der deutschen Wehrmacht am 22. Juni 1941 schlagartig. Die Wehrmacht bewegt sich so schnell vorwärts, dass die deutschen Dörfer rund um Odessa schon am 1. September desselben Jahres unter der Herrschaft der Nationalsozialisten stehen.

Seit der Machtergreifung Hitlers 1933 werden Deutsche in der Sowjetunion überdurchschnittlich oft als sogenannte Feinde des Volkes verfolgt. Die nationalsozialistische Ideologie einer vermeintlich überlegenen germanischen Rasse führt dazu, dass die sowjetische Regierung Deutsche im In- und Ausland als Gefahr wahrnimmt. Am 5. November 1934 beginnt mit dem Beschluss des Zentralkomitees »Über den Kampf gegen die konterrevolutionären faschistischen Elemente in den deutschen Kolonien« eine systematisch antideutsche Politik. Deutsche Sowjetbürger werden erst durch Propaganda und später in willkürlichen Gerichtsurteilen zu Feinden des Volkes erklärt. In der Ukrainischen Sozialistischen Sowjetrepublik werden zwischen 1934 und 1938 über 20 000 Deutsche verurteilt und davon etwa 18 000 erschossen. Außerdem werden nach einem geheimen Beschluss des Rates der Volkskommissare im April 1936

15 000 polnische und deutsche Haushalte nach Kasachstan zwangsumgesiedelt.

Am 22. Juni 1941 beginnt auf Befehl Hitlers der Krieg gegen die Sowjetunion. Nach dem Einmarsch der Wehrmacht in der Ukraine kehrt sich die gesellschaftliche Stellung der etwa 320 000 Schwarzmeerdeutschen vollständig um. Gemäß der nationalsozialistischen Ideologie überwiegend als Volksgenossen anerkannt, gehören sie nun zur vermeintlichen »Herrenrasse«. Die Besatzer bemühen sich um den Schutz ihres Eigentums und ihrer Person, erlauben die Ausübung ihrer Religion und den deutschen Schulunterricht.

Nach der Besetzung der Ukraine ziehen Tötungskommandos der Einsatzgruppe D der Wehrmacht durch das Schwarzmeergebiet und ermorden Zehntausende Juden, Roma und sowjetische Kriegsgefangene. Im Oktober 1941 schreibt Dr. Karl Stumpp als Leiter eines Sonderkommandos zur Erfassung der Schwarzmeerdeutschen nach einem zweiten Besuch in Friesendorf im Gebiet Dnjepropetrowsk: »Es fiel uns auf, daß die Deutschen zum großen Teil am Rande des Dorfes und die Juden in den schönen Häusern im Zentrum wohnten. [...] Jetzt sind die Deutschen in die leer gewordenen Häuser der Juden eingezogen.« Auch ein Teil des geraubten beweglichen Besitzes der im Holocaust Getöteten wird nach einer Anweisung Himmlers 1942 unter der deutschsprachigen Bevölkerung in der Ukraine verteilt.

Soldaten vor der schwarzmeerdeutschen Siedlung Speyer (Beresaner Gebiet, heute *Pischtschanyj Brid/Піщаний Брід*), um 1941
Foto: Daniel Brunnengräber, Deutsches Historisches Museum Berlin, BA 2015/685





Spätestens ab Sommer 1942 stellt die SS in deutschen Dörfern den »Selbstschutz« aus allen wehrfähigen Männern ab dem 18. Lebensjahr auf. Schätzungen gehen allein im Gebiet zwischen dem Dnestr und dem Südlichen Bug von sieben- bis neuntausend Personen aus. Dem Namen nach ist ihre Aufgabe der Schutz vor Plünderungen. In der Praxis setzt die Waffen-SS die Einheiten zur Beteiligung am Holocaust ein. Eine der größten Tötungsaktionen ist der Mord an etwa 52 000 Juden in Bohdaniwka bis zum 15. Januar 1942. Von 130 Todesschützen beteiligen sich etwa 60 Angehörige des Selbstschutzes aus Rastadt, München (heute *Poritschtschja/Поріччя*), Michailowka, Marianowka und Lenintal an den Erschießungen. Darüber hinaus leisten Angehörige des Selbstschutzes Unterstützung bei dem Transport von Juden zu den Exekutionsplätzen sowie bei der Beseitigung der Leichen.

1943 muss sich die Wehrmacht vor der Roten Armee aus der Ukraine zurückziehen. Die Angst vor erneuter Repression seitens der Sowjetmacht treibt die Schwarzmeerdeutschen zu einer hastigen Flucht, bei der viele hinter der Wehrmacht zurückbleiben und der Roten Armee ausgeliefert sind. Der Verbleib von 25 000 Schwarzmeerdeutschen während der Flucht bleibt ungeklärt. Die Mehrheit ist vermutlich durch Hunger, Krankheit oder Gewalt gestorben. Auch die meisten nicht tödlichen Verbrechen wie Vergewaltigung, Verstümmelung oder Raub wurden bis heute nicht aufgearbeitet.

Vermutlich etwa 200 000 deutschsprachige Bürger der Sowjetunion werden bereits auf ihrer Flucht vor der Roten Armee aufgegriffen. Einem Teil gelingt die Flucht in die Besatzungszonen der Amerikaner oder Briten. Im Februar

Links: Angehöriger des Selbstschutzes vor dem Bürgermeisteramt in Mannheim (Gebiet Odessa, heute *Кам'янка/Кам'янка*), 7. Juni 1943. Foto: Willy Prager, Staatsarchiv Freiburg, W 134 Nr. 035917

Rechts: Flüchtlingstreck aus Alexanderwohl (Gebiet Molotschna, heute *Switle/Світле*), 1943/44. Foto ohne Ortsangabe, Hans Hindorf, Privatarchiv Louise Klassen

1945 beschließen die Alliierten jedoch die sogenannte Repatriierung von Soldaten und Zivilisten in das Land, in dem sie vor Kriegsbeginn ihren Wohnsitz hatten. Nach der endgültigen Kapitulation des Deutschen Reiches werden deshalb 200 000 Russlanddeutsche zwangsrepatriiert. In der Sowjetunion werden sie ohne Gerichtsverfahren in Lager deportiert, in denen sie unter strenger Einschränkung ihrer Freiheit bis in die 1950er Jahre hinein Strafarbeit leisten müssen. Beim Transport sterben etwa 15 bis 30 Prozent der Deportierten an mangelnder Versorgung.

In der UdSSR ist es den Russlanddeutschen erst ab Ende 1955 wieder erlaubt, ihre Verbannungsgebiete zu verlassen. In ihre alte Heimat, etwa in das Schwarzmeergebiet, dürfen sie jedoch nicht zurückkehren.

Nico Wiethof

Nico Wiethof ist am Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold (→ S. 56–58) als Sammlungskurator tätig.

Die Sonderausstellung *Volksgenosse oder Feind des Volkes? Die doppelte Diktaturerfahrung der Schwarzmeerdeutschen* ist bis zum 31. Oktober 2020 im Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte in Detmold zu sehen.

 www.russlanddeutsche.de

TSCHECHISCHE PERSPEKTIVEN

Zehn Blicke auf die Sudetendeutschen in einer neuen Publikation

Der tschechische Staatspräsident Václav Havel nahm in seiner auch in Deutschland bekannt gewordenen Ansprache an der Prager Karlsuniversität im Jahr 1995 Bezug auf die Wahrnehmung des deutschen Nachbarn durch seine Landsleute. Seine Bemerkungen – eigentlich auf Deutschland im Allgemeinen gemünzt – könnten in weiten Teilen ebenso gut auch die Beziehung vieler Tschechen zu den böhmischen Deutschen (Sudetendeutschen) beschreiben:

»Für uns bedeutet das Verhältnis zu Deutschland und den Deutschen mehr als bloß eines von vielen Themen unserer Diplomatie. Es ist Teil unseres Schicksals, sogar Teil unserer Identität. Deutschland ist unsere Inspiration wie unser Schmerz, eine Quelle von verständlichen Traumata, von mancherlei Vorurteilen und Irrglauben sowie von Maßstäben, auf die wir uns beziehen.«

Sprechen die Tschechen über die Sudetendeutschen, so bezeichnen sie diese oft als *Naši Němci* («Unsere Deutschen»). Über viele Jahrzehnte lang bis zum Wendejahr 1989 wurden diese von der KPTsch pauschal als mit den westdeutschen und NATO-Imperialisten unter einer Decke steckende Revanchisten verunglimpft, bis an die Zähne bewaffnet an den Grenzen bereitstehend, sich das Sudetenland im passenden Moment wieder einzuverleiben. Auf sudetendeutscher Seite fokussierte man sich dagegen vor allem auf das eigene Leid der Vertreibung: So wurde etwa die Zeit der NS-Herrschaft in den Sudetengebieten bzw. die Protektoratszeit in vielen Heimatbüchern gänzlich ausgeblendet, bagatellisiert oder vereinzelt auch idyllisiert. Noch in den neunziger Jahren waren Appelle auf sudetendeutscher und tschechischer Seite nach mehr Empathie für das Gegenüber keinesfalls Mainstream, entsprechende Vertreter mussten sich bisweilen gar als Verräter oder Kollaborateure beschimpfen lassen. Hüben wie drüben wurde das Thema zu Wahlkampfzwecken genutzt.

Einem im Jahrbuch des Adalbert Stifter Vereins 2002 erschienenen gleichnamigen Beitrag des Karlsbader Archivars Milan Augustin hat das Buch *Mein Weg zu unseren Deutschen* seinen Titel zu verdanken. Vorausgegangen war eine vom Kulturreferenten für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein und dem Tschechischen Zentrum München veranstaltete Vortragsreihe in den Jahren 2016 bis 2018. Zehn tschechische Autorinnen und Autoren beschrieben darin ihre eigenen biografischen Erfahrungen und Wahrnehmungen »ihrer Deutschen«. Erschienen ist die Publikation in der edition lichtung. Deren Viechtacher Verlag ist seit vielen Jahren auch grenzüberschreitend literarisch aktiv.

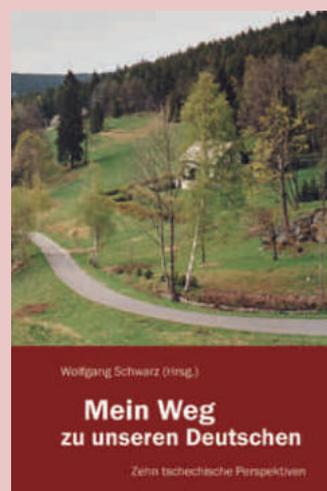
Mit Radka Denemarková, Jaroslav Rudiš und Kateřina Tučková beteiligten sich gleich drei der derzeit erfolgreichsten

Schriftstellerinnen und Schriftsteller unseres Nachbarlandes. Ihnen allen ist die deutsch-tschechische Verständigung – gerade unter dem Aspekt der gemeinsamen, oft auch leidvollen Geschichte des 20. Jahrhunderts – ein Herzensanliegen. Vertreten sind etwa auch Jiří Padevět, unermüdlicher Herausgeber populärwissenschaftlicher (und stark nachgefragter) historischer Bände, der bekannte Brünner Dramaturg und Politiker Milan Uhde sowie Journalisten wie Erik Tabery (Chefredakteur der Zeitschrift *Respekt*) und Lída Rakušanová, lange Zeit für Radio Free Europe tätig. Beteiligte Künstler wie die Bildhauerin Magdalena Jetelová oder Mark Ther (Video Art), dessen Wurzeln im Braunauer Ländchen liegen, ließen in ihren Beiträgen vor allem Bilder sprechen.

Länge, Form und Stil ihrer Beiträge waren den Autorinnen und Autoren völlig freigestellt. Und so sind diese auch ganz unterschiedlich gestaltet, wenn etwa Tomáš Kafka seine frühere Faszination für die deutsche Fußballnationalmannschaft und die erste Begegnung mit einem Sudetendeutschen in München schildert, Jaroslav Rudiš in einem fiktiven Kneipengespräch die zentrale Bedeutung der Eisenbahn für seine Liebe zu Deutschland in den Mittelpunkt stellt, Erik Tabery die Wirkung des sudetendeutschen Themas in vergangenen Wahlkämpfen Tschechiens analysiert, Kateřina Tučková ihr Brünner Wohnviertel Cejl (Zeile) und dessen deutsche Vergangenheit entdeckt oder Mark Ther das Braunauer Mundartgedicht *De Grusla* («Die Großmutter») zitiert, das seine Kindheit begleitete. Die Bezeichnung »Unsere Deutschen«, lange auch pejorativ verwendet, gewinnt nun eine positive Dimension.

Wolfgang Schwarz

Dr. Wolfgang Schwarz ist Kulturreferent für die böhmischen Länder im Adalbert Stifter Verein in München (→ S. 56–58).



Mein Weg zu unseren Deutschen. Zehn tschechische Perspektiven. Hg. v. Wolfgang Schwarz. Mit Beiträgen von Radka Denemarková, Magdalena Jetelová, Tomáš Kafka, Jiří Padevět, Lída Rakušanová, Jaroslav Rudiš, Erik Tabery, Mark Ther, Kateřina Tučková und Milan Uhde, Viechtach: edition lichtung 2019, 160 S.

ISBN 978-3-941306-84-4, 14,90 €

MEINE UNVERGESSLICHEN DEUTSCHEN

Von Milan Uhde

Unsere Begegnung fand an einem sonnigen Junitag des Jahres 1945 statt. Am Gartentor unserer kleinen Brünner Villa klingelte Frau Černá. Unter diesem Namen kannten wir sie zumindest bis zu dem Zeitpunkt, bevor wir und unsere Freunde lesen gelernt hatten. Dann erfuhren wir durch die Aufschrift an ihrer Glocke im Nachbarhaus, dass sie sich Czerny – also mit Cz schrieb. Wir kamen darauf, dass sie eine Deutsche war, auch wenn wir sie niemals deutsch sprechen gehört hatten. Wir klingelten immer wieder bei ihr, wenn uns der Ball über den Nachbarzaun sprang, über den wir nicht wagten, hinüberzuklettern: Der Hausmeister war den ganzen Tag zu Hause und passte auf. Er war mürrisch und schrie fürchterlich, sobald er uns nur sah, so dass für uns nicht in Frage kam, ihn darum zu bitten, uns unseren Ball wiederzubringen. Dagegen absolvierte Frau Czerny diesen Gang mit einem Lächeln, manchmal auch zweimal am Tag. [...]

Papa machte ihr auf und führte sie die Treppen hinauf ins Wohnzimmer. Ich wollte, dass mir nichts entging, und so wartete ich dort gut versteckt unter dem Tisch, der bis zum Fußboden mit einer entsprechend langen und breiten Tischdecke bedeckt war. [...] Frau Czerny hatte einige Blätter Papier dabei. Aus ihren Ausführungen begriff ich, dass sie die Unterschriften von 174 Menschen aus der Umgebung enthielten, die bezeugten, dass sich Frau Czerny während der gesamten deutschen Besetzung zu allen ihren tschechischen Nachbarn sehr freundschaftlich verhalten habe, dass sie tschechisch gesprochen habe, das Recht der Deutschen auf Bedienung ohne Wartezeit nicht ausgenutzt, sich in allen Läden geduldig in die Warteschlange eingereiht und außerdem niemals Sympathien für Hitlers Politik gezeigt habe. Deshalb forderten die Unterzeichner, dass sie von der Abschiebung ausgenommen werde und zu Hause in ihrer Wohnung bleiben dürfe.

Papa sagte zu ihr, dass er genauso wie die Nachbarn denke, die auf den Papierbögen unterschrieben hatten, und dass er wisse, dass ihr Ehemann, der an der Ostfront gefallen war, ein gewöhnlicher Wehrmachtssoldat war [...] Doch am Ende enttäuschte er mich sehr: Weder er noch meine Mutter könnten angeblich die Liste unterschreiben. Sie seien Anwälte, denen bewusst sei,

dass die Abschiebung gesetzlich angeordnet worden sei und keine Ausnahmen gemacht werden könnten. [...] Frau Czerny müsse damit rechnen, nicht in der Tschechoslowakei bleiben zu können. Sie ging weinend aus unserem Haus hinaus und tat mir, damals im Alter von neun Jahren, sehr leid. Das Wort *odsun* (Abschub) hörte ich damals zum ersten Mal [...].

Natürlich erinnerte ich mich auch, dass bei weitem nicht alle Begegnungen mit den Deutschen angenehm waren. [...] Beim Einkaufen in der Molkeerei wurde ich zusammen mit meiner Mutter Zeuge



Das Deutsche Haus in Brunn/Brno auf einer Postkarte von 1915, Verlag Ascher und Redlich, Brünn



Gerüst in den Umrissen des nicht mehr existierenden Deutschen Hauses am ursprünglichen Platz. Es wurde während des Festivals Meeting Brno 2017 aufwendig in Originalgröße aufgebaut, um auch an die Rolle der Deutschen für die Stadt zu erinnern. Foto: © Adalbert Stifter Verein

einer [...] Szene: der Besitzer Herr Vocílka wusste nicht, dass eine Kundin in grünem Kostüm, die ihre Bestellung sofort am Eingang auf Tschechisch vortrug, eine Deutsche war, und so bat er sie, ein paar Minuten zu warten, bis diejenigen bedient worden seien, die vor ihr gekommen waren. Die Dame verschwand und kam mit einem Mann wieder, der einen typischen Ledermantel trug. Er reagierte gar nicht auf die Entschuldigungen von Herrn Vocílka – warum um Gottes Willen hätte denn die gnädige Frau nicht zumindest mit einem Wort in deutscher Sprache angedeutet, dass sie Anspruch auf eine Vorzugsbehandlung habe – sondern nannte ihn einen Schweinehund, schlug ihn mit einigen Boxhieben nieder und trat noch zweimal auf den am Boden liegenden Mann ein. Herr Vocílka blutete und musste weggetragen werden. [...]

Erst als Erwachsener wurde mir bewusst, dass die 174 Unterschriften unserer Nachbarn weit mehr Sinn für Gerechtigkeit bewiesen als unsere Politiker mit Präsident Beneš an der Spitze. [...] Als ich als Präsident des Abgeordnetenhauses des tschechischen Parlaments im Jahre 1994 auf offiziellem Deutschland-Besuch war, erzählte ich der Bundestagspräsidentin, Frau Professor Rita Süßmuth, außerhalb des Programms beim Abendessen von meinen Erlebnissen als Brünner Bub und erwähnte auch die 174 Gerechten. Meine anwesenden Abgeordneten-Kollegen reagierten darauf schrecklich wütend. Sie drohten damit, aus Protest gegen meine devoten Erzählungen vorzeitig abzureisen. Der tschechische Botschafter und mein Freund Jiří Gruša musste lange auf sie einreden, davon abzusehen [...].

Die ODS, die bürgerlich-demokratische Partei, für die ich in den Wahlen kandidierte und deren Mitglied ich war, nahm im Hinblick auf einen Dialog zum Thema Vertreibung einen ablehnenden Standpunkt ein: die Sache sei erledigt, diskutieren solle man über die Gegenwart und die Zukunft. Ich habe jedoch nicht verheimlicht, dass ich zu dem erwähnten Thema immer wieder zurückkehren würde [...]. Ich bin überzeugt, dass der Vertreibung der Einwohner deutscher Abstammung im Grunde das abwegige Prinzip der Kollektivschuld zugrunde liegt. [...] Ich hatte übrigens in meinem Abgeordnetenschreibstisch eine geräumige Schublade, die voller Beschwerden und Anliegen der tschechischen Bürger deutscher Nationalität war, welche nachweisbar in der NS-Zeit Widerstand geleistet hatten, trotzdem aber im Jahr 1945 ihre Häuser und anderes Eigentum verloren hatten und bis heute nicht zurückbekommen bzw. eine Entschädigung erhalten hatten. Oben in der Schublade waren Unterlagen, die davon zeugten, wie ich mich auf den verschiedensten Wegen darum bemühte, ein Gesetz auf den Weg zu bringen [...]. Ich hatte damit keinen Erfolg. Alle diese Menschen mit ihrem nicht erhörten Anliegen reihten sich somit in meine unvergesslichen Deutschen ein.



Milan Uhde im Desert Club Brünn/Brno, 2009, © Wikicommons/Ben Skál

Milan Uhde, geboren 1936 in Brünn/Brno, ist Schriftsteller, Dramatiker und Politiker. Er wurde nach der Niederschlagung des Prager Frühlings mit Publikationsverbot belegt und unterzeichnete die regimekritische Charta 77. Nach der Wende 1989 war er u. a. Kulturminister in der Tschechoslowakei und Präsident des tschechischen Parlaments. Seit 1998 ist er wieder als freier Schriftsteller tätig. Literarisch vielseitig, schreibt er Gedichte, Erzählungen, Drehbücher, Theaterstücke, Hörspiele und Essays. Auf Deutsch erschienen die beiden Dramen *König Vavra* und *Nonstop-Nonsense* (1965) in der Anthologie des tschechischen Theaters mit dem Titel *Das Gartenfest*. Die deutsch-tschechische Verständigung prägte stark auch sein politisches Wirken.

Biografie und Übersetzung aus dem Tschechischen: Wolfgang Schwarz

BASTELBOGEN AUS SIEBENBÜRGEN

Kirchenburgen zum Selberbauen

Das Motto »Schneiden, kleben, fröhlich sein« steht für einen ganz besonderen Zugang zur Geschichte, Architektur und Kunst aus Siebenbürgen: Fotorealistische Kartonmodelle, von einer kurzen Monografie eingeleitet, zeigen ein Phänomen im östlichen Europa, das seit 850 Jahren in der abendländischen Kultur präsent ist.

Kinder und Jugendliche werden in eine Welt eingeladen, die weit entfernt von PC-Spielen und Handys ist; auch Erwachsene haben ihre Freude am Ausschneiden, Formen und Zusammenkleben.

Die Teile sind durchnummeriert, schwarze unterbrochene Linien stehen für das Biegen, rote für ein Gegenfalten. Schneidematte, Cutter und Qualitätskleber sind notwendig.

Das hier beigefügte Modell zeigt die romanische Michelsberger Bergkirche im Maßstab 1:200. Es entspricht dem gegenwärtigen Zustand des Baudenkmals. Die Fassaden



und Details wirken realistisch, weil sie vor Ort aufgenommen und entsprechend bearbeitet worden sind.

Das aktuelle Angebot umfasst verschiedene Modelle von Kirchen und Kirchenburgen, Basteien und Patrizierhäusern (1:160) sowie Kunstmöbiliar, Orgeln und Kachelöfen (1:18). Auf Anfrage können unter gewissen Bedingungen auch andere Modelle oder andere Maßstäbe geliefert werden.

Radu Nebert

Dr. Radu Nebert gründete nach dem Abschluss des Studiums an der Universität für Kunst und Design Klausenburg/Cluj die Firma KRN Design und wurde an der Klausenburger Babeş-Bolyai-Universität promoviert. 2019 erweiterte er die Firma um den Verlag KRN, der auch seine Bastelbögen und Monografien herausgibt.

 papercraft@nebert.ro

▲ Radu Nebert mit einem seiner Modelle, © Radu Munteanu

Michelsberg

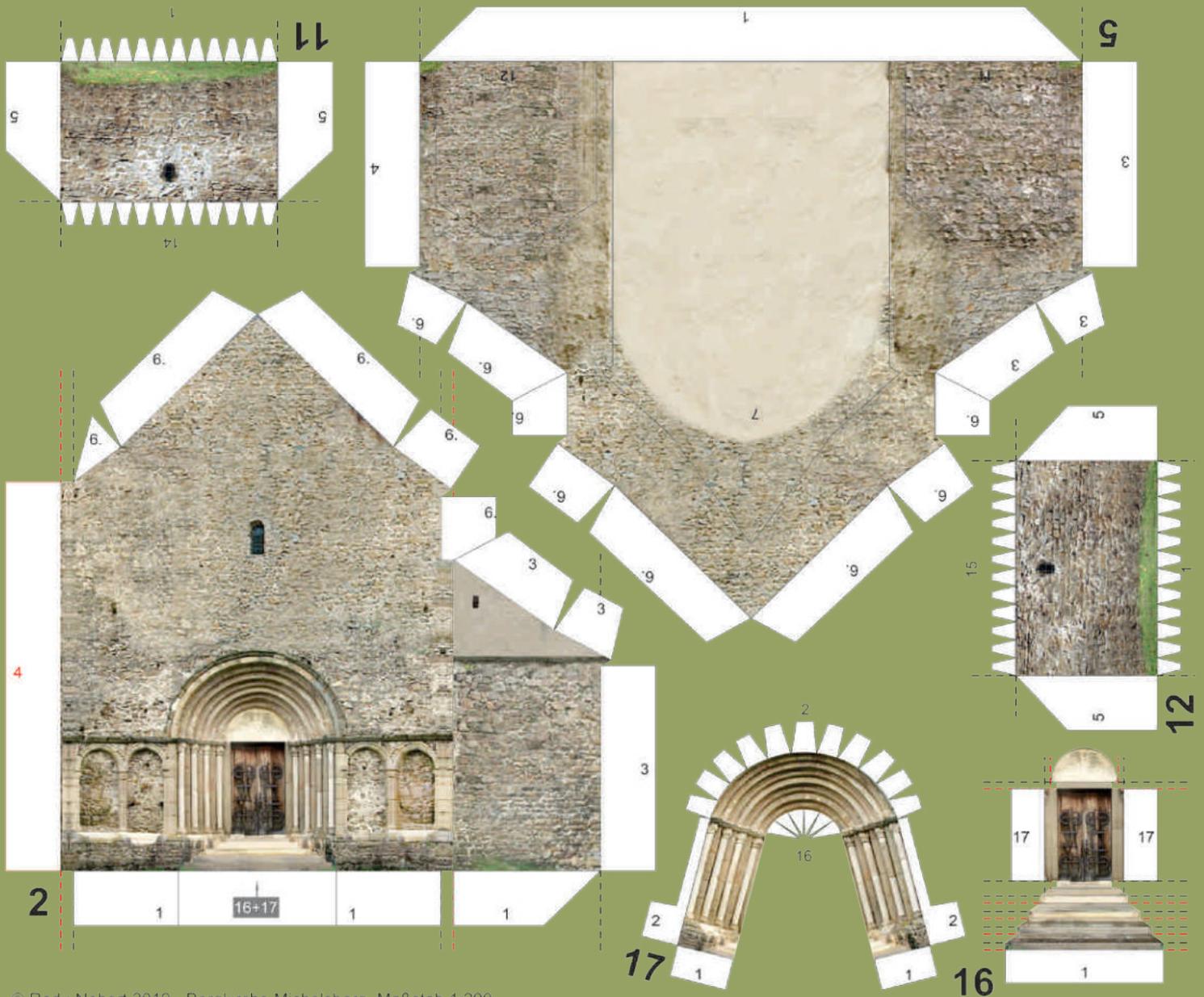
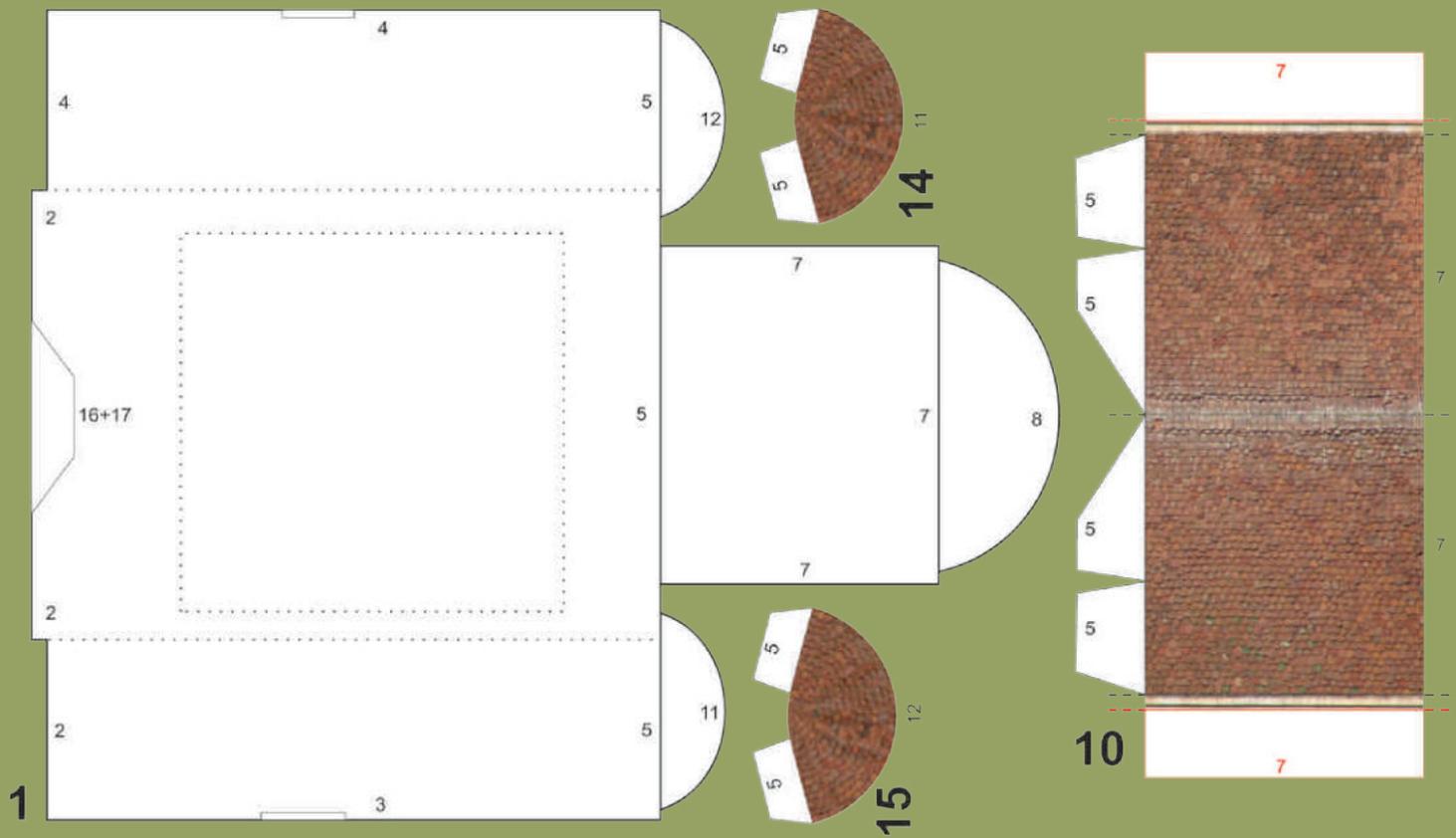
Der Ort Michelsberg (rum. Cisnădioara, ung. Kisdísznód) am Fuß der Südkarpaten entstand in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bald nach den ersten deutschen Siedlungen im südlichen Siebenbürgen. Das Dorf lag zunächst auf dem Gebiet der Hermannstädter Propstei und kam nach einigen Schenkungen an die Zisterzienserabtei Kerz (rum. Cârța, ung. Kerc), 1474 schließlich in den Besitz der Stadt Hermannstadt (rum. Sibiu, ung. Nagyszeben) – der Ort war also abhängig und gehörte nicht zu den politisch freien Gemeinden der Sächsischen Nation. Auf einem Bergkegel direkt oberhalb des Ortes wurde um 1200 eine Basilika errichtet, die sich in reinem romanischen Stil erhalten hat. Ihr Portal, ihre Schlichtheit und ihr unverfälschter Erhaltungszustand beeindrucken bis heute. Im Chor der Kirche befindet sich seit der Zwischenkriegszeit eine Gedenkstätte für gefallene deutsche und österreichisch-ungarische Soldaten des Ersten Weltkriegs. Noch vor dem Mongolensturm (1241) wurde das Bergplateau durch eine ovale Ringmauer mit Zinnenkranz befestigt, die den Dorfbewohnern im Kriegsfall als Fliehburg diente. Neben der

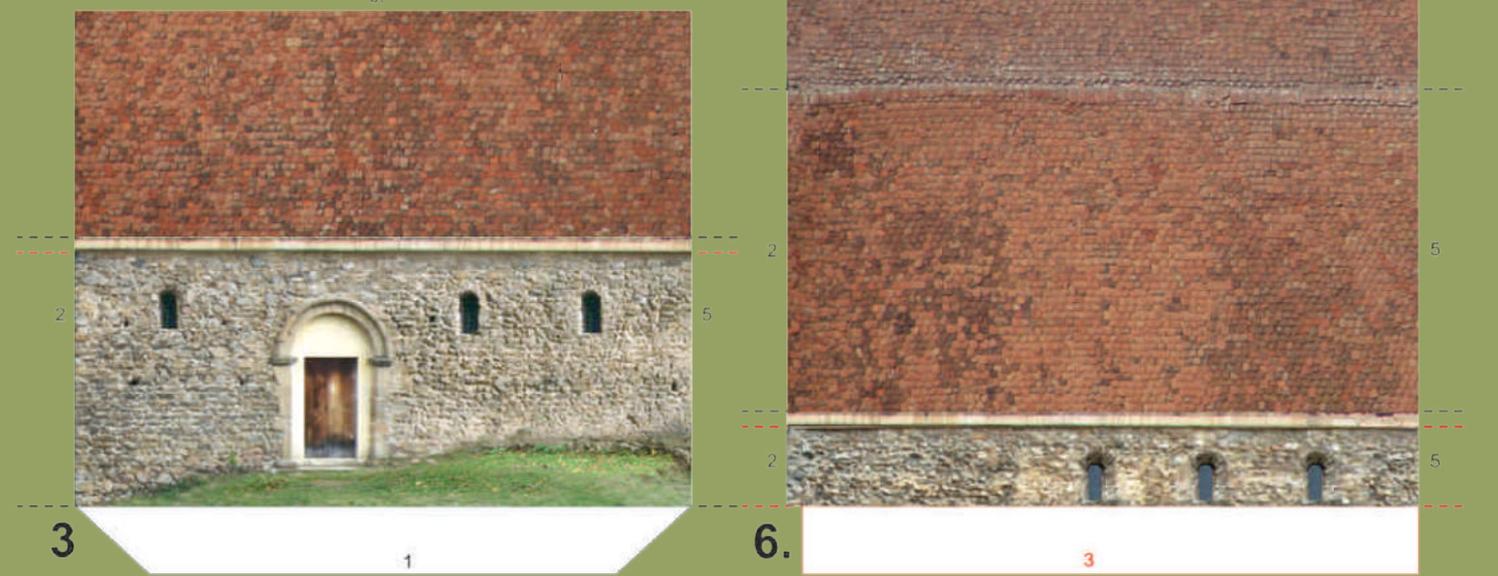
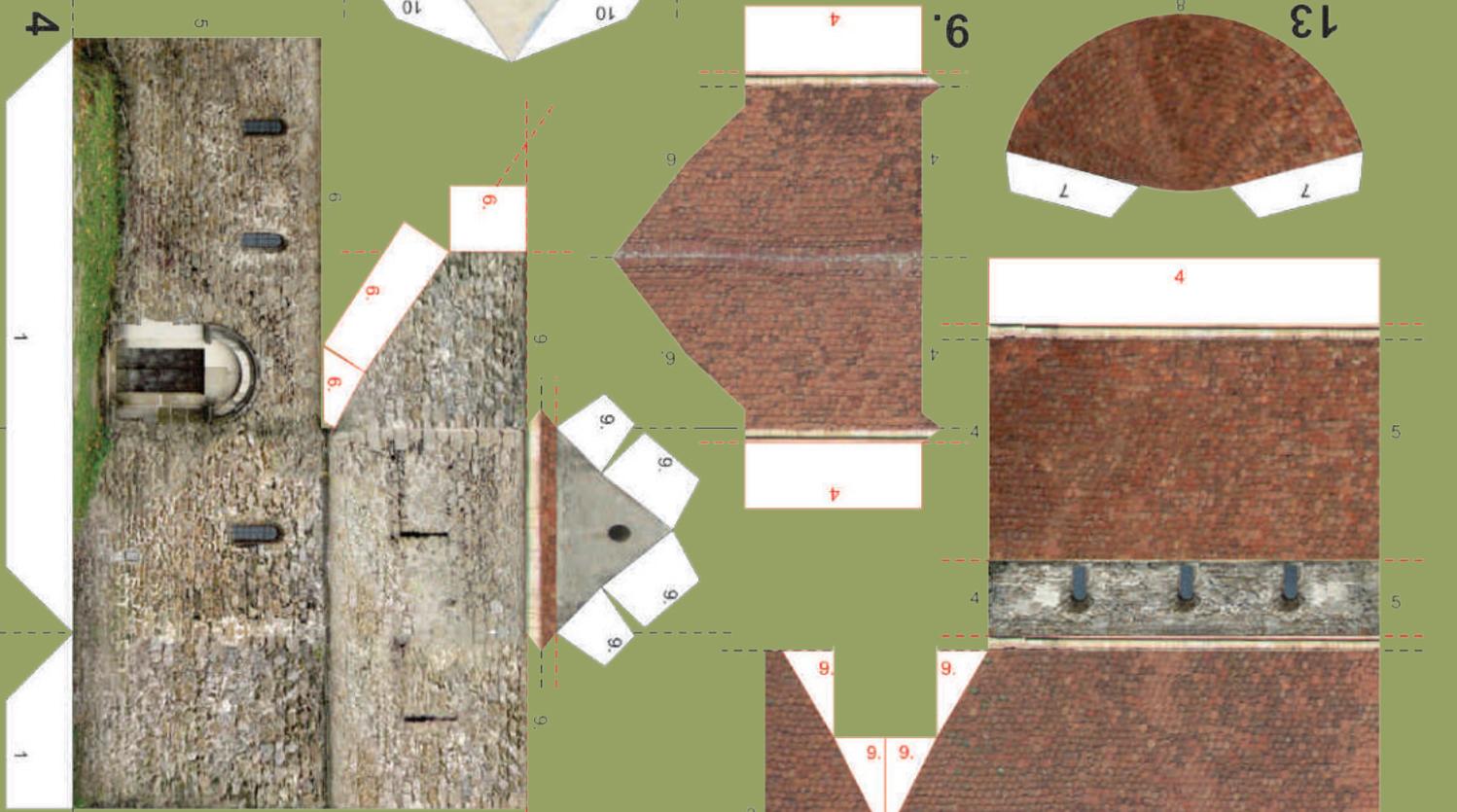
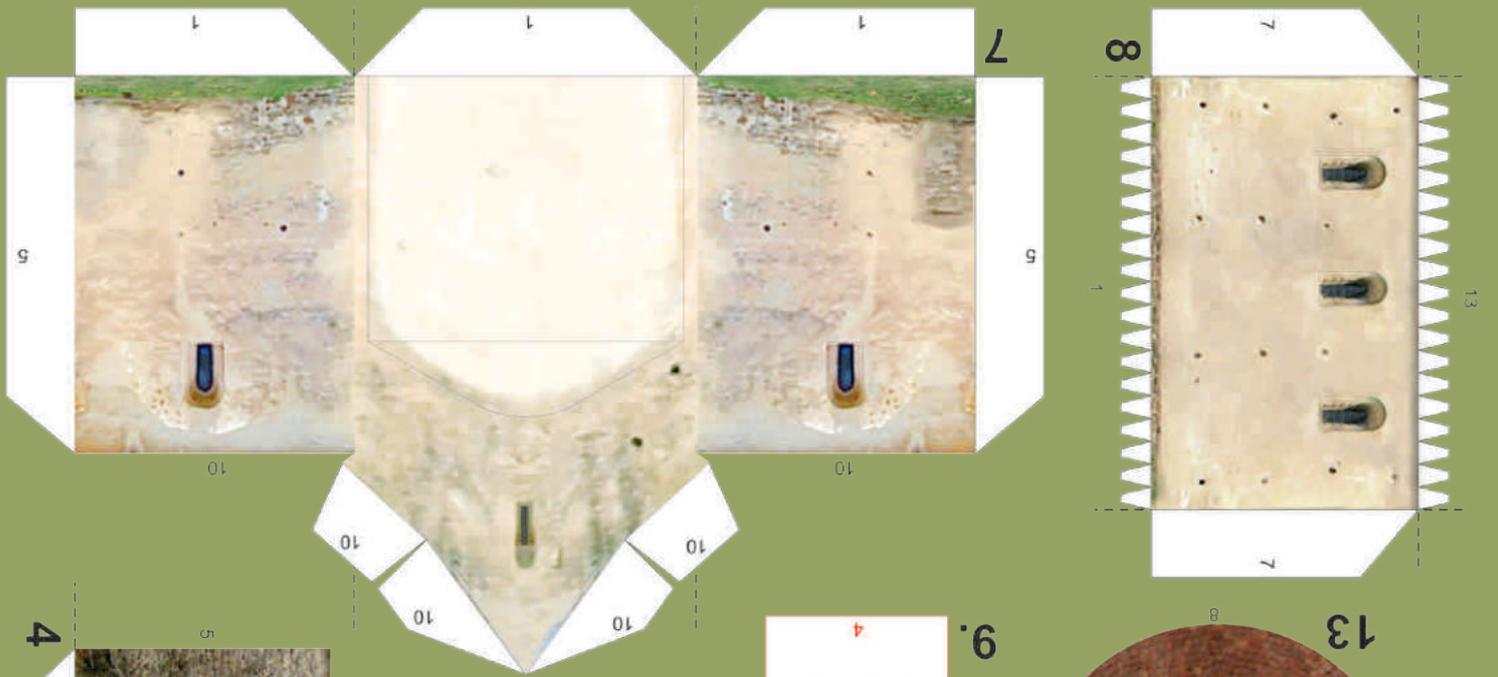


Michaelskirche auf dem Berg entstand wohl im 14. Jahrhundert eine Marienkirche im Ort, deren Nachfolgebau bis heute als evangelische Pfarrkirche der sächsischen Gemeinde in Benutzung ist. Die Michelsberger Burg ist heute nicht nur ein beliebtes Touristenziel, sondern auch ein Begegnungs- und Veranstaltungsort der deutschen Gemeinschaft im Großraum Hermannstadt.

Harald Roth

Dr. Harald Roth ist Direktor des Deutschen Kulturforums östliches Europa in Potsdam (→ S. 56–58).





Kirchenburgenlandschaft Siebenbürgen

Siebenbürgen ist berühmt für seine über 160 Kirchenburgen, deren Entstehungsgeschichte bis weit ins Mittelalter zurückgeht. Damals war die Region ein umkämpftes Grenzgebiet. Die Bewohner vieler Dörfer reagierten auf die zunehmenden Bedrohungen mit der Befestigung ihrer Kirchen durch Wehranlagen. Im Konfliktfall boten die so entstandenen Burgen Flucht- und Schutzräume. Über Jahrhunderte hinweg wurden die Anlagen aus- und umgebaut. Viele von ihnen sind bis heute erhalten und bilden eine weltweit einmalige Kirchenburgenlandschaft, die sich durch eine besondere Dichte und Vielfalt dieser Baudenkmäler auszeichnet. Sie

sind die weithin sichtbaren Wahrzeichen vieler Dörfer und der Region insgesamt.

Die Kirchenburgen wurden überwiegend von deutschsprachigen Siedlern – den Siebenbürger Sachsen – erbaut, genutzt und erhalten. Über Jahrhunderte bildeten sie die Mittelpunkte des religiösen und kulturellen Lebens der Dorfgemeinschaften. Nach über 800 Jahren wanderten die meisten Siebenbürger Sachsen in den letzten Jahrzehnten aus der Region ab, so dass sich heute die Frage nach der Zukunft der Kirchenburgen stellt, die teilweise auch Bestandteil des UNESCO-Weltkulturerbes sind.

Stiftung Kirchenburgen

Die siebenbürgisch-sächsischen Kirchenburgen werden von der Evangelischen Kirche A. B. in Rumänien verwaltet. Nachdem die Zahl ihrer Mitglieder durch die Auswanderung vieler Siebenbürger Sachsen stark zurückgegangen ist, werden die meisten Kirchen nur noch selten für Gottesdienste genutzt. Gleichzeitig fehlen vor Ort diejenigen Dorfbewohner, deren Vorfahren die Bauwerke erschaffen und über Jahrhunderte gepflegt haben.

Vor diesem Hintergrund wurde im Jahr 2015 die Stiftung Kirchenburgen gegründet, die von ihrem Sitz in Hermannstadt/Sibiu aus als Fachinstitution für den Erhalt des kirchlichen Kulturerbes arbeitet. Der rumänische Staatspräsident Klaus Johannis und der deutsche Bundespräsident Frank-Walter Steinmeier haben die gemeinsame Schirmherrschaft übernommen.

Wenn man bedenkt, dass derzeit rund die Hälfte der über 160 Kirchenburgen in unterschiedlich starkem Maße vom Verfall bedroht ist, wird klar, vor welchen enormen Herausforderungen die Stiftung steht. Notreparaturen, die im Rahmen des Dächerprogramms durchgeführt werden, dienen zunächst dazu, den Verfall von besonders bedrohten Kirchen

aufzuhalten. Mit Partnern aus dem In- und Ausland werden darüber hinausgehende behutsame Instandsetzungen an ausgewählten Bauwerken durchgeführt.

Der Erhalt der Kirchenburgen ist mittelfristig aber nur bei vorhandenen Nutzungen der Bauwerke möglich. Daher entwickelt die Stiftung Konzepte zur Um- und Nachnutzung und setzt Modellprojekte gemeinsam mit Partnern um. Die Entwicklung eines sanften Kulturtourismus ist dazu eine Möglichkeit und wird besonders gefördert.

Die Stiftung engagiert sich darüber hinaus bei der Schulung von Handwerkern in traditionellen Techniken, um dem Fachkräftemangel im Bereich der Denkmalpflege in Siebenbürgen entgegenzuwirken.

Die laufende Arbeit der Stiftung finanziert sich überwiegend aus Spenden und Fördermitteln, während Zustiftungen zum Aufbau eines unantastbaren Kapitalstocks genutzt werden.

Philipp Harfmann

Philipp Harfmann ist Geschäftsführer der Stiftung Kirchenburgen in Hermannstadt/Sibiu.

Die Luftaufnahme der Bergkirche Michelsberg/Cisnădioara zeigt ihre Lage über dem Ort, die wichtig für ihre Funktion als Fliehburg war. Foto: Ovidiu Sopa, © www.schiller.ro

Der Erhalt der siebenbürgischen Kirchenburgen bleibt eine große Aufgabe, für die die Stiftung um Ihre Hilfe und Unterstützung bittet. Bei Interesse nehmen Sie bitte mit dem Stiftungsbüro Kontakt auf.

Stiftung Kirchenburgen
Str. Gen. Magheru 4
RO-550185 Hermannstadt /Sibiu
Tel./Fax: +40 – (0)269 – 221 010
E-Mail: office@kirchenburgen.org

 www.kirchenburgen.org



AUCH EIN RASTLOSER REPORTER

Der sozialdemokratische Politiker Wenzel Jaksch schrieb eindruckliche Sozialreportagen

Es war Willy Brandt, frisch gebackener Vizekanzler und Außenminister der ersten Großen Koalition der Bundesrepublik, der am 2. Dezember 1966 seinem sozialdemokratischen Parteifreund Wenzel Jaksch an dessen Sarg im Hessischen Staatstheater in Wiesbaden die Trauerrede hielt. Als Jaksch am 27. November 1966 bei einem Verkehrsunfall gestorben war, endete eine verwickelte, typisch sudetendeutsche Lebensgeschichte, die Brandt in seiner Rede auch schlaglichtartig Revue passieren ließ.

Geboren am 25. September 1896 in Langstrobnitz/Dlouhá Stropnice im Böhmerwald, verließ Jaksch die Volksschule in Strobnitz/Horní Stropnice verfrüht, um wie sein Vater und einer seiner Brüder nach Wien in eine Maurerlehre zu gehen. Dort kam er mit der österreichischen Sozialdemokratie in Kontakt, organisierte sich, lernte in Arbeiter-Bildungsvereinen und las die *Arbeiter-Zeitung*. Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs wurde die Tschechoslowakei gegründet. Das durchtrennte die Wege seiner Heimat, plötzlich kam man nicht mehr zur Arbeit nach Wien. Jaksch wurde bei einer Parteiversammlung der Deutschen sozialdemokratischen Arbeiterpartei in der Tschechoslowakischen Republik (DSAP) durch den damaligen Generalsekretär und gebürtigen Wiener Karl Cermak entdeckt und in den Führungszirkel um Josef Seliger nach Teplitz-Schönau/Teplice-Šanov geholt. Redakteur erst hier, später in Komotau/Chomutov und schließlich in Prag, wurde Jaksch 1929 für die DSAP ins Prager Parlament gewählt. Dort landete er gleich im Regierungslager, denn die tschechische wie die sude-

tschecoslowakischen Regierung bei und die DSAP stellte einen Minister bis 1938. Schließlich wurde Jaksch im März 1938 zum Vorsitzenden der DSAP gewählt. Noch vor dem Münchener Abkommen warnte er vor Hitler und dem kommenden Krieg in einem tausendfach verbreiteten Flugblatt mit dem Titel *Mitbürger, es geht um alles!* Nach dem Einmarsch der Wehrmacht ins Sudetenland verhalf Jaksch Tausenden Funktionären und deren Familien ins Exil. Er selbst flüchtete auf spektakuläre Weise im März 1939 aus dem von deutschen Truppen gerade besetzten Prag und rettete sich als Ski-Tourist verkleidet nach Polen, von wo aus er über Schweden schließlich nach London gelangte.

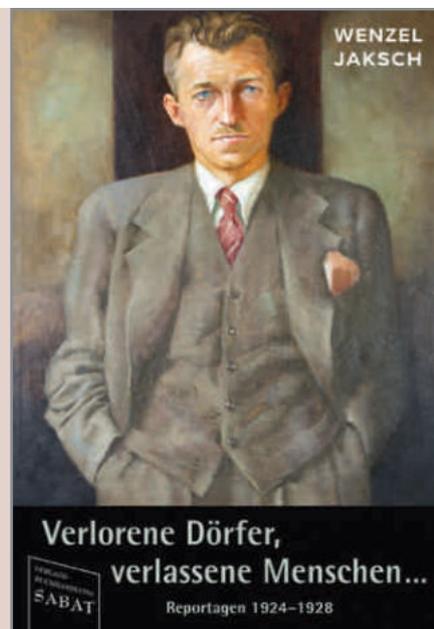
Nach Westdeutschland durfte Jaksch erst 1949 ausreisen, nachdem er im Londoner Exil vergeblich versucht hatte, die Vertreibung seiner sudetendeutschen Landsleute zu verhindern. Seine innenpolitischen Verdienste würdigte Willy Brandt als ein Wirken für die Integration der Vertriebenen, zuletzt als Präsident des Bundes der Vertriebenen, hob aber vor allem sein

außenpolitisches Wirken als Mitglied des Bundestages ab 1953 hervor, wo Jaksch sich besonders um eine konstruktive deutsche Ostpolitik bemüht hatte. Dies werde nicht verloren gehen, wenn es darum gehe, »den Schutt der Vergangenheit wegzuräumen und die Spaltung Europas in geduldiger Arbeit zu überwinden«. So Brandt 1966.

Jaksch war aber gerade am Beginn seiner Karriere als Politiker auch Journalist. Angestellt als Redakteur, wie viele seiner Politikerkollegen, verstand er diese Tätigkeit als Berufung. Sein sprachliches Naturtalent vervollkommnete er im Schreiben von Sozialreportagen über die sudetendeutschen Siedlungsgebiete vor allem in den 1920er Jahren. In seinen im *Sozialdemokrat* erschienenen und nun in Buchform zusammengefassten Arbeiten beweist er einen geschärften Blick auf die Lebensrealitäten in der Ersten Tschechoslowakischen Republik.

Ulrich Miksch

Ulrich Miksch arbeitet als freier Journalist unter anderem für die Neue Zürcher Zeitung und die Sudetendeutsche Zeitung. Er ist Mitherausgeber des Sammelbands Verlorene Dörfer, verlassene Menschen ... und Mitglied der Seliger-Gemeinde.



Der 2020 bereits in dritter Auflage im Sabat-Verlag erschienene Sammelband mit Sozialreportagen von Wenzel Jaksch (334 Seiten, ISBN: 978-3943506488, 24,95 €) kam zuerst 2017 im Prager Verlag Academia auf Tschechisch heraus und erhielt eine breite öffentliche Aufmerksamkeit. Zur Veröffentlichung trug maßgeblich die jahrelange Archivarbeit von Dr. Thomas Oellermann (Prag) bei. Das Titelbild zeigt ein Porträt Wenzel Jakschs, das 1939 in London entstand und heute im Haus der Tochter Mary Jaksch in Nelson (Neuseeland) hängt.

Böhmisch-sächsische Grenzwanderung

Bilder vom Existenzkampf des armen Erzgebirgsvolkes

Ein rauhes Berg- und Sumpfland, den größten Teil des Jahres von Nebel und Dunkelheit bedeckt, mit reißenden Raubtieren bevölkert und nur von wenigen Pfaden durchschnitten – so sah vor einem Jahrtausend noch nach den Schilderungen der Geschichtsschreiber das heutige Erzgebirge aus. Erst im zwölften Jahrhundert brachte der Bergbau reges menschliches Leben und Schaffen auf die unwirtlichen Höhen. Auf die Kunde von reichen Silbererzfunden ergoß sich ein Strom hauptsächlich deutscher Einwanderer in das rauhe Grenzgebirge. Im harten Felsgestein begann emsiges Bohren und Hämmern, Schmelzöfen und Kohlenmeiler durchbrachen mit ihrem Rauch die feuchte Nebeldecke, und fraßen mit ihrer Glut tiefe Einschnitte in das Urwaldgestrüpp. Auf den Waldblößen entstanden alsbald volkreiche Siedlungen, neue Wege und Pfade eröffneten sich dem Verkehr. Freie Bergstädte blühten auf, Handel und Wandel stellten die Verbindungen mit den Kulturzentren des damaligen Mitteleuropa her und trugen die reichen Früchte des »Bergsegens« in die fernsten Länder. Im fünfzehnten Jahrhundert erreichte der Erzbergbau den Höhepunkt seiner Blüte, dann brausten die Stürme der Religionskämpfe und des Dreißigjährigen Krieges über ihn hinweg und ließen auch dieses werkfleißige Grenzland veröden. Es hat später nicht an Versuchen gefehlt, den »Bergsegen« wieder so reich wie früher in leere Staatssäckel und in die Taschen des Adels fließen zu lassen, aber die alte Blütezeit kam nimmer zurück. Im Laufe der letzten Jahrhunderte sind dann die Zechen vollends ausgestorben, die Schmelzöfen erloschen, die Eisenhämmer verfallen und nur noch der Name der Landschaft erinnert an die große Vergangenheit.

*

Bis auf spärliche Überreste ist der alte Erzbergbau erstorben, der einstens die einzige Lebensquelle des schaffenden Erzgebirgsvolkes war. Aber die Bergstädte, die vielen Dörfer mit ihren auf weitem Plan zerstreuten Fachwerk-Hütten und ihre Bewohner leben noch. Sie stehen und leben weiter auf einem Boden, der viel zu arm ist, Menschen in größerer Zahl zu ernähren, und der nur durch einen geschichtlichen Zufall so eng und so dicht besiedelt worden ist. Und so ist es seit Jahrhunderten das Lebensproblem der Erzgebirgler, sich durch Fleiß und Geschick und Kunstfertigkeit den

Bewohnern des Flachlandes immer wieder nützlich zu machen, damit diese ihnen zum Lohn dafür den dürftigsten Lebensbedarf stillen, den ihnen der karge Heimatboden verweigert. Hundertfältige Versuche hat das arme Erzgebirgsvolk bereits unternommen, sich neue Daseinsgrundlagen zu zimmern, seitdem die alte Existenzbasis zerbrochen ist. Alle Arten von Heimarbeiten wurden bereits eingeführt und vielfach wieder aufgegeben, Industrialisierungsversuche mit wechselndem Erfolg begonnen, während die Bewohner ganzer Ortschaften ihr Glück als Musikanten, Händler und Hausierer in der engeren Heimat und auch weit in der Welt draußen erprobten. Die unermüdliche Ausdauer, mit der die Nachfahren der alten Bergmannsgeschlechter um ihr kümmerliches Dasein ringen, die Zähigkeit, mit der sie sich an den geizigen Gebirgsboden klammern, ihr freundliches Wesen, ihr heiteres Lebenskünstlertum sind wohl einer näheren Beschreibung wert.

*

Heinrichsdorf-Natschung. Dieser freundliche Grenzort erleidet das traurige Schicksal wirtschaftlichen Niederganges. Das alte Nagelschmiedegewerbe, einstmals der Hauptberuf der männlichen Ortsbevölkerung, rentiert sich nicht mehr. Die Nagelschmiederei kam aus Sachsen herüber und bürgerte sich bei den Heinrichsdorfern fest ein. Sie betrieben das Handwerk in kleinen und größeren Werkstätten mit primitiven Feueressen und Blasbälgen und lieferten zentnerweise Schienennägel, Schiffsnägel, Mauerhaken, Hufeisennägel und so weiter in die Welt hinaus. In den ersten Nachkriegsjahren zählte die Gilde der Nagelschmiede noch 250 Mann, seither ist sie in stetem Rückgang und umfaßt heute noch 20 bis 25 Ausübende. An dem rapiden Aussterben ist der technische Fortschritt schuld und nicht zuletzt eine kleine chauvinistische Quertreiberei. Eine Komotauer Eisenwaren-

Eine alte Schmelzhütte – heute Zuflucht der Waldbäume



firma erzeugt maschinell in einem Tag so viel Nägel, als vorher 40 Nagelschmiede in einer Woche fertigmachten. Neben den Maschinenkonkurrenten hatten die Heinrichsdorfer auch die Konkurrenz einer tschechischen Nagelschmiedezunft in der Příbamer Gegend zu bestehen. Aber statt, daß man die Staatsbahnlieferungen auf beide Gruppen gleich armer Teufel verteilt hätte, wie es recht und billig wäre, sind die Lieferungen ganz ins tschechische Gebiet dirigiert worden. Indem man solcherart einem alten Erwerbszweig den Kragen umdreht, statt mitzuhelfen, ihn auf neuzeitliche Grundlage umzustellen, wird man die Grenzbevölkerung den neuen Staat sicherlich lieben lehren. Die letzten Nagelschmieden, die wir noch in Betrieb fanden, werden sonach bald willkommene Studienobjekte für unsere rührigen Heimatforscher sein, die sich ja für alles interessieren, was einmal gewesen ist. In der Werkstatt des langjährigen Lokalvertrauensmannes, des Genossen Körner, erfuhren wir einiges zu der bekannten Streitfrage, wer denn eigentlich das Kleingewerbe zugrunde richtet. Im Jahre 1897 arbeitete er bereits als Meister mit sechs Gehilfen. Nach dem Kriege mußte er wieder allein anfangen, aber wegen der hohen Steuern war er bald gezwungen, den Gewerbeschein zurückzulegen. Heute, nach einem schweren, arbeitsreichen Leben, ist er Gehilfe, schmiedet auf fremde Rechnung Putzhaken und bekommt für ein Kilo 60 Heller Lohn ... Sind daran auch die Sozialdemokraten schuld?

*

Durch den Zwang eines übermächtigen Schicksals, durch das harte Gebot der wirtschaftlichen Tatsachen werden viele treue Erzgebirgler gezwungen, ihrer grünen Heimat Ade zu sagen. Heinrichsdorf ist der Mittelpunkt dieses Entvölkerungsgebietes. Vor dem Kriege zählte die Gemeinde noch 1400 Einwohner, derzeit um 1000 herum. Die Männer und Burschen sind auf der enttäuschungsvollen Arbeitssuche fortgezogen in die verrußten Industriegebiete, die am Fuße des Erzgebirges oder weit im industriellen Deutschland draußen liegen. Die Frauen und Mädchen sitzen im Winter daheim an den Tischen, machen Häkelknöpfe und verdienen, wenn's gut geht, 50 Heller in der Stunde. Sommers mühen sie sich im Walde mit Futterholen oder Reisisuchen ab oder leisten für einige Kronen schwere Waldarbeit für den Großgrundbesitz. »Eine gute Luft haben wir im Erzgebirge« – dieses immer wiederkehrende Heimatlob ist ein schwacher Trost für die Fortziehenden wie für die Daheimbleibenden. »Wenn man Luft verkaufen könnte!«, meinte einer humoristisch. Ja, dann allerdings wären die Erz-

gebirgler mindestens so reich wie die Saazer Hopfenagrarier. So aber kann man Luft nicht exportieren und auch in der Heimat davon nicht leben. Und so trifft man auf den gesündesten Kammhöhen viele Kinder mit schmalen Gesichtern und manche Leute, die ihrem Aussehen nach eine bessere Kost wohl vertragen würden.

Wenzel Jaksch

Die hier gekürzte Reportage erschien zuerst am 7. Januar 1928 im *Sozialdemokrat* Nr. 6. Für die Abdruckgenehmigung danken wir dem Sabat-Verlag in Kulmbach. Die Originalillustrationen stammen von Lili Réthi.

Einer der letzten Nagelschmiede von Heinrichsdorf



DER KROATISCHE ODYSSEUS

Eine Begegnung mit dem Schriftsteller und Theatermacher Slobodan Šnajder



Wie ein Wahrzeichen bäumt sich die Kathedrale von Zagreb auf. Einrückungen zeugen wie Notverbände eines Verwundeten von ihrer Hilfsbedürftigkeit. Wenn Steine sprechen könnten, würden diese hier von Krieg, Erdbeben und anderen Erschütterungen erzählen. Bekanntlich tun sie das nicht. Deshalb treffe ich mich schräg gegenüber der Bischofskirche mit Slobodan Šnajder.

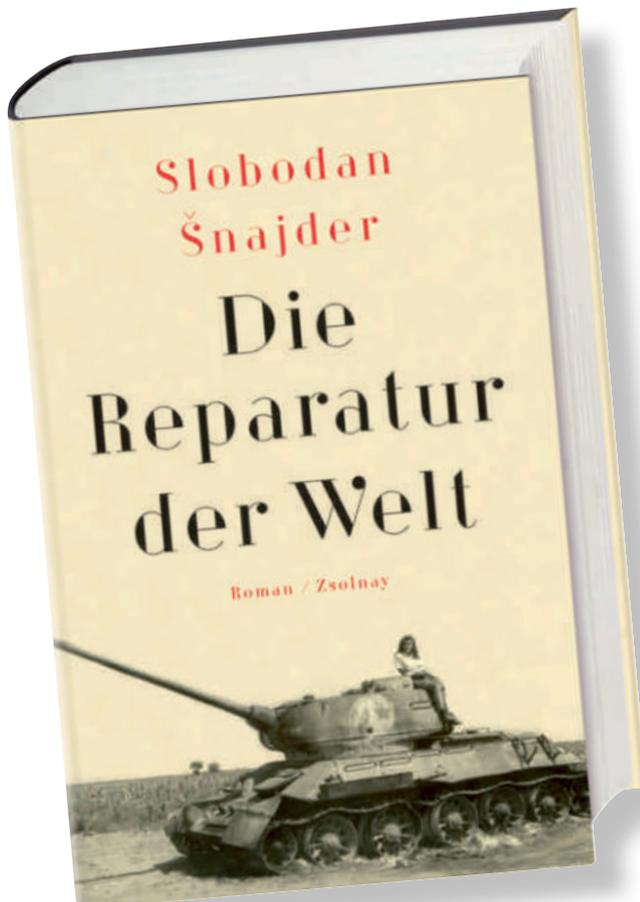
Dramen der Geschichte gestaltet der 1948 in Zagreb Geborene, dessen markantes, zerfurchtes Gesicht verrät: Hier ist kein Jedermann. Er war einer der großen Dramatiker des zerschossenen Jugoslawien. Seinen 1982 in Split uraufgeführten *Kroatischen Faust* spielte das Wiener Burgtheater, ebenso das Mühlheimer Theater an der Ruhr und viele andere Bühnen. Das Stück zeigt Zagreb im Fadenkreuz großer Mächte, gespalten zwischen eigenen Faschisten – der *Ustascha* – und Kommunisten. Die Mischung aus Mythos und Dokument kennzeichnet die Kontinuität seines Werkes, der Gesellschafts- und Medienwandel der 1990er Jahre markiert den Bruch. Als sein deutscher Kollege Christoph Hein damals schrieb, das gegenwärtige Theater sei ein Schreib Anlass für Prosa, bejahte das Slobodan Šnajder. Er arbeitet zwar ab und zu noch für die Bühne, aber international lässt

seine Epik aufhorchen – so sein Roman *Die Reparatur der Welt*, ein szenenstarker, vom Theater beeinflusster Erzählstrom, in dem Tote, Lebende, Ungeborene zu Wort kommen. Trotz aller Phantastik ist das Fundament dokumentarisch. Šnajder benutzte die Nachlässe seiner Eltern, recherchierte in Archiven, konsultierte Historiker.

»In Deutschland schreibt man ein Hungerjahr«, so setzt das Epos im 18. Jahrhundert an. »Stürme wälzen das Korn nieder. Auch die Kriege haben das Ihre getan. Soldaten essen, säen aber nichts.« Ein Rattenfänger – ein zentrales Motiv des Werks – lockt nach Slawonien. Hier sollen Neubauern das Land der vertriebenen Osmanen bestellen. Šnajders Vorfahren väterlicherseits gehören zur deutschen Minderheit. Ihre Geschichte reicht noch länger zurück, aber ihre Zahl ist durch Flucht und Vertreibung nach 1945 drastisch reduziert worden.

Als »Volksdeutscher« kam der Vater »zwangswillig« zur Waffen-SS-Division Galizien, worüber er nie sprach. Aber sein Sohn erzählt über die Odyssee durch Polen, quer durch die »Bloodlands« (Timothy Snyder) Osteuropas mit Massakern und Bluttaten auf allen Seiten und überraschenden Wendungen. Die ungeheure Gewalt gegen Juden, Polen und andere Bevölkerungsgruppen lässt die Frage aufkommen: »War Hitler nicht genauso »Europa« wie Johann Sebastian Bach?«

Zufällig, mehr aus Überlebenswillen als Überzeugung, gerät der Vater unter Partisanen. So erhält er eine *Bumaschka*, ein Dokument, dass er auf der roten Seite gekämpft habe; das Kainsmal der SS-Blutgruppentätowierung bleibt unentdeckt. Die Mutter dagegen war eine kommunistische Partisanin, die denkbar knapp überlebte. Der traumatisierte Vater schweigt und trinkt, die Mutter will den Kommunismus aufbauen und erlebt neue, wechselnde Fronten. Nach dem Bruch zwischen Stalin und Tito erfolgt in Jugoslawien eine Entstalinisierung mit stalinistischen Methoden. Die Eltern sind ein ungleiches Paar, das sich bald trennt. Erst als Jugendlicher lernt Slobodan Šnajder seinen Vater kennen. »Viel sprach dafür, dass ich nicht geboren wurde, so kam ich auf die Stimmen der Ungeborenen im Roman.«



▲ Slobodan Šnajder (*1948 in Zagreb), © Dirk Skiba

◀ Das Coverfoto des 2019 erschienenen Romans stammt aus dem Familienalbum der Šnajders. ISBN: 978-352059245, 544 Seiten, 26 € © Paul Zsolnay Verlag

Immer wieder wird der Autor im Gespräch sarkastisch. Dass viele Deutsche nach 1945 vertrieben, hingerichtet, interniert, enteignet wurden, war in seinen Augen kurzsichtig: »Das Problem der Volksdeutschen war, dass viele etwas geschaffen hatten, was andere haben wollten.«

Obwohl Slobodan Šnajder das jugoslawische Experiment grundsätzlich unterstützte, sah er bald die Schattenseiten, das Aufkommen der Neuen Klasse, wie der vom Funktionär zum Dissidenten sich wandelnde Milovan Đilas die Herrschaft der Parteikader charakterisierte. »Ein Dramatiker schreibt nicht bloß, was passiert«, bemerkt Šnajder, »sondern, was geschehen könnte.« Das brachte ihn zum Widerspruch – bis heute, wo er das Entstehen nicht einer neuen Klasse, sondern einer neuen Kaste befürchtet.

Trotz seiner Wurzeln fühlte er sich nie als verheimerter deutscher Schriftsteller, sondern als kroatischer. So war es auch schon beim Vater, der Gedichte schrieb; nur einmal, kurz vor seinem Tod 1993, Jugoslawien stand in Flammen, sagte er zum Sohn: »Wir sind nicht Serben oder Kroaten, wir sind Deutsche.«

Heute beobachtet Slobodan Šnajder eine wachsende nostalgische Sehnsucht nach Jugoslawien von unten und eine schroffe Ablehnung von oben. »Tito wird nicht wegen seiner Fehler gehasst, sondern wegen seiner Erfolge.«

Nicht allein aus eigenen Beobachtungen, auch von seinem Sohn, einem Informatikprofessor, weiß er: Gerade gut Ausgebildete wandern aus. Wirtschaftliche Stärke und kulturelle Nähe machen Deutschland zum beliebten Ziel. »Kroatien entleert sich.« Das klingt dramatisch. Und weil in

dem kleinen Land nur noch rund vier Millionen Menschen leben und allein in Deutschland bereits eine halbe Million Kroaten, ist es das auch. Ohne ein neues Miteinander der Nachfolgestaaten Jugoslawiens über die Gräben der Kriege hinweg, ohne eine Umkehr aus nationalistischen Irrwegen wird diese Entwicklung nicht zu stoppen sein. Deshalb unterzeichnete Slobodan Šnajder die vielbeachtete *Deklaration zur gemeinsamen Sprache* der Kroaten, Serben, Bosniaken und Montenegriner vom 30. März 2017.



Nach einem Spaziergang durch die Oberstadt mit ihren wohlgestalteten Palais und heimeligen Bürgerhäusern sehen wir auf die Unterstadt mit hufeisenförmiger Anlage aus der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie und disparater Vielfalt der Epochen danach. Slobodan Šnajder bekennt, er schreibe an einem Roman, der keine Odyssee quer durch Osteuropa sei, sondern Geschichten über Zagreb von 1918 bis zum Ende Jugoslawiens erzähle. »Jeder wähnt sich als Opfer, keiner als Täter.« Wie in *Die Reparatur der Welt* soll dieses schlichte Muster durchbrochen werden. Wieder sollen verschiedene symbolische und erzählerische Ebenen miteinander korrespondieren. So arbeitet er weiter an einem Spätwerk mit irdisch-dokumentarischer Härte und philosophisch-symbolischer Bilderwelt, das bei aller Tragik von sarkastischer Komik ist.

Achim Engelberg

Der Publizist und Kurator Dr. Achim Engelberg schreibt unter anderem für die Neue Zürcher Zeitung und die Blätter für deutsche und internationale Politik. Als Fellow der Fazit-Stiftung verfasste er das Buch An den Rändern Europas, das im Herbst 2020 bei DVA (Random House) erscheinen wird.



Die *Galeb* (serbokroat. für »Möwe«), von 1952 bis 1980 Staatsyacht von Josip Broz Tito, 2019 im Hafen von Rijeka. Sie soll im Kulturhauptstadtjahr 2020 zu einem Museum mit Kino, Konferenzräumen und einem Hostel ausgebaut werden. © Ingeborg Szöllösi, DKF

EINE NEUE REGIONALITÄT

Der Schriftsteller Siegfried Lenz und seine masurische Heimat

Die Beziehung von Siegfried Lenz zu seinen masurischen Wurzeln hat zwei Seiten: Lyck/Elk ist zunächst einmal ganz konkret sein Geburtsort, Ostpreußen im weiteren Sinne auch der Schauplatz seiner wichtigsten literarischen Werke, in denen er – insbesondere im Roman *Heimatmuseum* (1978) – nicht den schwierigen Fragen der deutschen Geschichte aus dem Wege geht und sich somit als ein Brückenbauer zwischen der einstigen deutschen Provinz und ihren heutigen Bewohnern erweist.

Abgesehen von einigen Interviews, gehört der 1966 verfasste Aufsatz *Ich zum Beispiel. Kennzeichen eines Jahrgangs* zu den wenigen Quellen, in denen Lenz zu seinen Jugendjahren in der »Hauptstadt Masurens« Auskunft gibt. Über den Tag seiner Geburt am 17. März 1926 schreibt er dort:

Die kleine Stadt Lyck war schon da, man nannte sie bereits die »Perle Masurens«. Der Lyck-See war schon da, die sandigen Exerzierplätze, die Fischverkäuferinnen mit den Kapitänsnackens, die gedrungenen Kriegerdenkmäler, das gekalkte Gefängnis, die Vorurteile und die trübseligen Kasernen, in denen das feldgraue Unglück wohnte: alles war schon da. Die trockenen, pulsenden Sommer Masurens waren schon von den Redakteuren des Hundertjährigen Kalenders gemacht, Hindenburg blickte schon unter geschwollenem Lid auf die Schulklassen herab, der Bosniaken-Kommandeur von Günther besaß schon sein Denkmal und die Lycker ihre pruzisch-sudauische Vergangenheit [...].

Es ist unklar, wann Lenz Lyck verließ. Nach dem frühen Tod seines Vaters zog die Mutter mit der kleinen Schwester nach Braunsberg/Braniewo, während Siegfried bei seiner Großmutter blieb, um die Volksschule abzuschließen. Seinen ersten Schulabschluss machte er 1939, später besuchte er die Oberschule in Samter/Szamotuły, kam in die Hitlerjugend und nahm in den Ferien an »Wehrrüchtigungslagern« teil. 1943, mit 17 Jahren, legte er ein Notabitur ab und wurde zur Kriegsmarine eingezogen. Das Kriegsende erlebte er auf der dänischen Insel Seeland, auf der er aus einem Einsatz desertierte und schließlich in britische

Kriegsgefangenschaft geriet. Die Briten brachten ihn ins Lager Witzwort auf Eiderstedt. Nach seiner Entlassung ging er im Winter 1945 nach Hamburg und beschloss, von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen, wie er 1978 dem polnischen Journalisten Adam Krzemiński erklärte:

Ich war 19 Jahre alt, als der Krieg zu Ende ging [...]. Ich habe gesehen, wohin der von uns verschuldete Krieg Deutschland geführt hat, und als ich unmittelbar nach dem Krieg zu studieren begann, stand für mich fest: wenn ich schreiben würde, dann über diese Dinge – über den Krieg, das Elend, über Verfolgungen, Flucht, Erschlagene. Das ist so etwas wie ein freiwillig übernommenes Zeugnis [...].

Dazu gehörte auch die Auseinandersetzung mit seiner nun verlorenen Heimat, die bereits in den 1950er Jahren in einer Reihe von Rundfunkarbeiten und Erzählungen begann. Der eigentliche literarische Durchbruch war aber der 1955 erschienene Erzählungsband *So zärtlich war Suleyken*. Die Geschichten beschrieb Lenz als »kleine Erkundungen der masurischen Seele«. In den Jahren nach ihrem Erscheinen wurden sie weitgehend unpolitisch interpretiert, auch von den Vertriebenenverbänden, denen eine derartige, beinahe idyllische Lesart der ostpreußischen Geschichte wohl unverfänglicher erschien als das Nachdenken über die Nazizeit und den Zweiten Weltkrieg als eigentliche Gründe für den Heimatverlust. Die Landsmannschaft Ostpreußen verlieh Lenz 1961 für die Suleyker Geschichten sogar ihren Kulturpreis für Literatur.

Lenz beließ es aber nicht bei einem derartigen Ton. Schon in den 1960er Jahren unternahm er die ersten Versuche, davon Abschied zu nehmen. Dies gelang ihm aber nicht, da er – wie er Adam Krzemiński 1978 gestand – »geradezu Opfer der eigenen Erinnerungen« wurde. Lenz meinte, er benötige dazu eine größere Distanz und müsse »eine neue Regionalität finden«. Diese gewann dann eine ganz konkrete Gestalt im Engagement für die neue Ostpolitik von Willy Brandt, den er 1965 im Wahlkampf unterstützte. Im September 1969 wurde Brandt Bundeskanzler und begann, seine ostpolitischen Konzepte umzusetzen. Der Höhepunkt im deutsch-polnischen



Kontext war der 7. Dezember 1970 – der Tag, an dem Brandt in Warschau den Vertrag über die »Grundlagen und Normalisierung der gegenseitigen Beziehungen« unterzeichnete und am Warschauer Ghetto-Ehrenmal seinen später in die Geschichte eingegangenen Kniefall vollzog. Dabei begleitete ihn auch Siegfried Lenz.

Diese Erfahrungen flossen in den Roman *Heimatmuseum* ein. Hauptfigur und Erzähler ist Zygmunt Rogalla, Leiter eines Heimatmuseums im ostpreußischen Lucknow – der Ortsname erinnert an Lenz' Geburtsort Lyck –, das 1945 nach Egenlund bei Schleswig gerettet wird. Schließlich steckt Rogalla sein mühsam aufgebautes Lebenswerk in Brand. Warum er das tut, erklärte Lenz 1978 in einem Interview für die *Kulturpolitische Korrespondenz*:

In dem Augenblick, als er argwöhnt oder Grund hat zum Argwöhnen, daß ein Teil des Inventars in einen höchst problematischen Dienst genommen werden könnte, glaubt er, freie Hand genug zu haben, um die Dinge zerstören zu können. [...] Dazu gehört auch die Tatsache, daß er erfährt, [...] wie das Mitgebrachte mehr und mehr seine Zeugen verliert, seine Beweisfähigkeit.

Wie der Titel bereits andeutet, ist *Heimatmuseum* – so Lenz – eine Auseinandersetzung mit dem »in Verruf gekommenen« Wort »Heimat«, das »mißbraucht wurde, so schwerwiegend mißbraucht, daß man es heute kaum ohne Risiko aussprechen kann«. Er setzt sich auch mit dem von den Vertriebenenverbänden proklamierten »Recht auf Heimat« auseinander:

Das diskrete Plädoyer meiner Geschichte läuft darauf hinaus, den materiellen Anspruch auf die Ostgebiete angesichts der politischen Verhältnisse aufzugeben und gleichzeitig einen immateriellen Erinnerungsanspruch aufrechtzuerhalten. Politisch sollten wir unsere Zuflucht zu einem übergreifenden Prinzip nehmen: zu Europa.

Wie zukunftsfähig diese Worte von Siegfried Lenz waren, sollte sich erst im Laufe der Zeit zeigen – vor allem nach dem Zerfall des Kommunismus im östlichen Europa und nach der EU-Osterweiterung. Diese Veränderungen, die auch mit der Fortsetzung und Vertiefung des deutsch-polnischen Versöhnungsprozesses einhergingen, machten es möglich, dass Siegfried Lenz am 18. Oktober 2011 Ehrenbürger von Lyck wurde. Und seine Heimatstadt hält die Erinnerung an den 2014 verstorbenen Schriftsteller wach. Nach Siegfried Lenz wurde eine Straße benannt; anlässlich

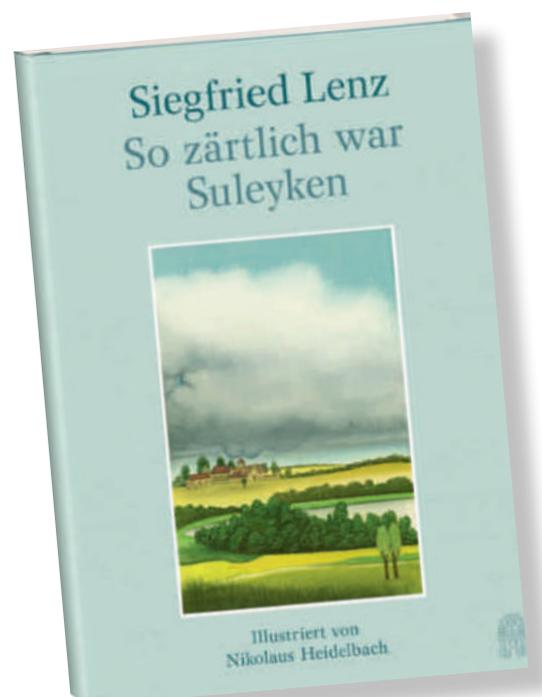


seines 95. Geburtstages im Jahre 2021 plant das Historische Museum eine Ausstellung zum Leben und Werk des Schriftstellers; schließlich veranstaltet das Museum auch die monatlichen *Colloquia Lenziana*, die als Diskussionen zu verschiedenen regionalen Themen konzipiert wurden. Die Zofia-Nasierowska-Stadtbibliothek organisiert jedes Jahr den Internationalen Siegfried-Lenz-Literaturwettbewerb, Gegenstand sind kurze literarische Formen zum Thema »Gesichter Europas«.

Rafał Żytyniec

Dr. Rafał Żytyniec ist Direktor des Historischen Museums in Lyck/Elk (Museum Historyczne w Elku).

 **Rafał Żytyniec: Zwischen Verlust und Wiedergewinn. Ostpreußen als Erinnerungslandschaft der deutschen und polnischen Literatur nach 1945**, Allenstein/Olsztyn 2007 (antiquarisch erhältlich)



◀ Schild der Siegfried-Lenz-Straße in Lyck/Elk (Foto: Rafał Żytyniec)

▲ Der Autor Siegfried Lenz, Foto: © Ingrid von Kruse

▶ Cover der 2018 erschienenen illustrierten Ausgabe, © Hoffmann und Campe

WUNDE AM FUSS

Mein polnischer, deutscher Vater

Von *Brygida Helbig*

Mein Vater wird in diesem Jahr 90. Er schluckt Unmengen von Tabletten, jeden Tag, bräuchte wohl kaum noch etwas anderes zu sich zu nehmen. Die Medikamenteneinnahme plant er für die ganze Woche im Voraus. Er widmet dieser Tätigkeit viel Zeit und Aufmerksamkeit, führt sie salbungsvoll aus. Sein heiliges Ritual. Mein Vater hat hohen Blutdruck. Er hat Diabetes, verengte Blutgefäße, Kreislaufprobleme, einen diabetischen Fuß und einen amputierten Zeh. Vor zwei Jahren haben ihm Ärzte damit gedroht, dass sein ganzer Fuß vielleicht bald unters Messer muss. Dass womöglich weitere Amputationen folgen, weil es halt so ist. Dass seine Wunden vielleicht nie heilen werden. Für einen solchen Fall kündigte mein Vater sein Abtreten an. Kein Leben ohne Bein. Und kein Leben ohne Autofahren.

Sonst aber ist sein Lebenswille ungebrochen. Seine Freuden sind klein: gutes Essen, Sonne im Garten, Vogel am Fensterbrett, Kleinkind im Wartezimmer, Blümchen-Kaffee mitten in der Nacht, wenn er wieder nicht schlafen kann. Sein Missmut ist furchterregend, seine Witze sind treffend, sein Lächeln ist schelmisch, seine kindliche Freude über jedes Weihnachtsfest entwaffnend. Wie er überall Lichterketten aufhängt. Fleißig über die ganze Wohnung Hirsche verteilt. Und später dann Osterhasen. Damit es so ist wie früher.

Familienfeste waren dort, wo er lebte, das Gewürz des Lebens.

Aber sein größter Schatz ist die Dokumentenmappe. Wenn diese einmal wieder auf mysteriöse Weise verschwindet, versetzt er uns alle in Aufruhr. Hält sogar mitten auf der Autobahn an, um im Kofferraum nach ihr zu wühlen. Oder er lässt uns Dutzende Mülltonnen eines Rieseneinkaufszentrums danach durchforsten. Und immer finden wir die Mappe dann an einem mehr als banalen Ort. Ja, mein Vater und die Identität!

Ich habe bis zum achtzehnten Lebensjahr nicht wirklich gewusst, wer mein Vater ist. Hab mich nur manchmal etwas gewundert. Woher der Name kommt, über den meine Lehrerinnen stolperten. Woher er das Deutsch konnte, das er so gut bei unseren Einkaufsreisen nach Löcknitz und Pasewalk einsetzte, wenn wir Salami und Salamander-Schuhe aus den Regalen räumten.

Er hat sehr früh seinen Vater verloren, noch in der Kolonie Steinfels, die längst nicht mehr existiert. Seit meiner Kindheit erzählte er mir immer wieder, wie er als Sechsjähriger durch das ganze Dorf lief, um seinem sterbenden Vater den letzten Wunsch zu erfüllen – eine Zigarette. Er erzählte von seinen kleinen Heldentaten, von Wölfen und Kartoffeldieben.

Sein Erzählen war mein Zuhause. Er konnte zwar hart bestrafen, zu hart, aber er beschenkte auch reich.

Meine Mutter erzählte nicht, sie spielte Akkordeon, sie sang, und in ihrem Gesang war alles. Aller Schmerz und alles Leid, die sich auch in meine Seele eingegraben haben. Aber auch die Sehnsucht und die Hoffnung.

In einer polnischen Familie geboren, wurde sie eines verschneiten Aprilmorgens 1940 als Kind nach Kasachstan verschleppt und lebte dort in einer Erdhütte.

Meine beiden Eltern wurden als Kinder aus vertrauten Räumen herausgerissen, die wir Heimat nennen. Meine Mutter aus Ostpolen, wo heute Weißrussland ist und der Njemen fließt, mein Vater aus Galizien, heute Südostpolen und Westukraine. Dort wurde er in einem der zahlreichen deutschen Dörfer 1930 geboren. Seine Vorfahren kamen Ende des 18. Jahrhunderts aus der Pfalz dorthin. Das Gebiet gehörte damals zum Habsburgerreich und wurde 1918 polnisch. Sie bauten sich allmählich unter Polen, Ukrainern, Juden, Bojken und Lemken ihr Zuhause. Es hat sie viel Blut gekostet, sie waren ziemlich arme Hunde ... Gaben acht, ihre Sprache nicht zu vergessen, ihren köstlichen pfälzischen Dialekt. Gaben acht,





Bernarda und Roman Helbig, die Eltern der Autorin, um 2010 in Stettin/Szczecin, Foto: Artur Helbig

nicht zu vergessen, wer sie sind. Ihren Glauben nicht zu vergessen. Und ihre Feste, die die Gemeinschaft lebendig hielten und dem Leben Sinn verliehen.

Bis 1939 blieben sie dort. Bis sie von Hitler in den Warthegau umgesiedelt wurden und alles, was sie sich hart erkämpft und lieb gewonnen hatten, nun verlassen mussten.

Mein Vater war da neun Jahre alt. Er vermisst sein Foto aus der Zeit im Warthegau. Ein verbotenes Foto. Aus der Nazi-Zeit. Sein einziges Kindheitsfoto. Da trommelte er auf einer kleinen Trommel. Hatte eine Uniform an. Er würde alles darum geben, dieses Foto wiederzufinden. Aber er hat doch irgendwann die Fotos vernichtet.

Gott sei Dank hat er im Warthegau schnell erkannt, dass es in die verkehrte Richtung ging. Dass die Kinder fehlgeleitet und betrogen wurden. Und als er dann später Pole wurde, hat er halb Polen von den Minen befreit. Ein Wunder, dass er noch lebt.

Manchmal überkommt ihn die Angst. Oder ein schlechtes Gewissen. Er träumt von Hunden, die ihn verfolgen, Menschen, die etwas von ihm wollen, etwas einfordern, ihm entreißen wollen.

Im Januar 1945, nachdem seine Flucht vor sowjetischen Panzern mit seiner Mutter und ihrem polnischen Knecht und Geliebten misslungen war und er sich blutverschmiert am Wegesrand bei Gnesen/Gniezno unter einer Pferdeleiche wiedergefunden hatte, wurde er vierzehnjährig nach Odessa zur

Zwangsarbeit getrieben. Von dort ist er irgendwann geflüchtet, war dann lange Zeit in Polen noch Knecht – bis er ein neues Leben mit einem polnischen Vornamen begann und in die nun polnische Stadt Stettin/Szczecin kam, wo ich geboren wurde. Mit knapp zwanzig Jahren habe ich diese Stadt verlassen, um am 31. Oktober 1983 in den Ost-West-Express zu steigen und die ganze Nacht durch lichtüberflutete Städte und Tunnel zu rasen, mit vielen Gespenstern im Gepäck. Bis die Maschine erst den Eisernen Vorhang stürmte und dann an Allerheiligen im goldenen Westen anhielt, an einem Bahnsteig mit dem Schild: Wanne-Eickel.

Ob ich deshalb aus dem Koffer lebe und nirgendwo Wurzeln schlagen kann?

Mein Vater hat hohen Blutdruck, der jeden Tag durch moderne Medizin im Damm gehalten wird. Darunter brodeln es wie verrückt.

Aber seine Wunde ist geheilt! Vielleicht dank einer polnischen Ärztin aus Pasewalk, die ihm eines Tages mit aller Entschiedenheit den genauen Termin der Heilung nannte. »Die Wunde heilt in einem halben Jahr im Juni!«, sagte sie, damit er endlich Ruhe gibt. Und genauso ist es dann gekommen.



Prof. Dr. Brygida Helbig wurde 1963 in Stettin/Szczecin geboren und lebt seit 1983 in Deutschland. Nach einem Studium der Slawistik und Germanistik an der Ruhr-Universität Bochum habilitierte sie sich 2004 an der Berliner Humboldt-Universität. In deutscher Übersetzung erschien 2019 ihr Roman *Kleine Himmel*. Auf Deutsch sind außer-



© Klak-Verlag Berlin

dem die satirischen Prosabände *Ossis und andere Leute* (2015) und *Engel und Schweine* (2016) sowie zahlreiche wissenschaftliche Publikationen erschienen. Brygida Helbig lebt in Berlin und ist zur Zeit Professorin an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen/Poznań.





CREMIG, SCHOKOLADIG, HIMMLISCH!

Die Dobosch-Torte begeistert seit 135 Jahren nicht nur Kaiser und Genies

Die Chronisten der österreichisch-ungarischen Monarchie haben die Wojwodina wegen ihres fruchtbaren, »fetten« Ackerbodens als Speisekammer Europas bezeichnet. Die Menschen hier gelten als gastfreundlich und gesellig, schätzen gutes Essen und Trinken. Trotz häufiger politischer Auseinandersetzungen und damit verbundener, oft willkürlicher Grenzverschiebungen lebten hier schon immer verschiedene Nationalitäten friedlich nebeneinander und haben sich in ihrem Brauchtum, im Feiern ihrer Feste und auch in der Zubereitung ihrer Speisen gegenseitig beeinflusst.

Bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges bildeten die Ungarn, Serben und Deutschen die drei größten Bevölkerungsgruppen der heute in der Republik Serbien gelegenen Region. Ihre Küche vermischte sich mit der Zeit, es entstand die »Wojwodina-Küche«: würzig-scharf, saftig und üppig. Bei einem sonntäglichen Mittagessen durfte eine köstliche Hühnersuppe nicht fehlen, danach gab es gekochtes Fleisch mit Saucen, Braten mit Beilagen und zum Abschluss Kuchen als unverzichtbaren Bestandteil. Alle Kuchen und Torten werden heute noch nach Wiener oder Budapester Rezepten hergestellt: cremig, schokoladig, nussig, einfach himmlisch!

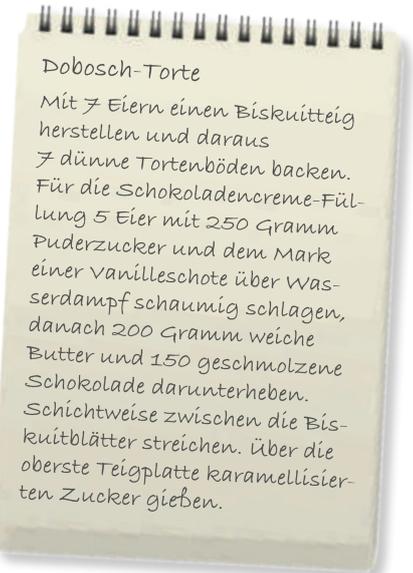
Eine der beliebtesten Kreationen ist die Dobosch-Torte. Sie war auch die Lieblingstorte unseres Vaters. Diese Torte wurde auf der Budapester Landesausstellung 1885 von dem ungarischen Konditor József Dobos präsentiert. Der Name wird gesprochen wie »Dobosch«, aus dem Ungarischen übersetzt heißt das Trommler – und die Form der Torte erinnert auch an eine Trommel. Zu denen, die sie damals gekostet haben, gehörte das österreichische Kaiserpaar Franz Joseph I. und Elisabeth (»Sisi«), die zu jener Zeit auch König und Königin von Ungarn waren. Die Torte wurde außerordentlich beliebt und gerne zu Weihnachten, Silvester oder an Geburtstagen aufgetischt oder verschenkt. Sogar Albert Einstein war begeistert, als seine Braut Mileva Marić aus Neusatz/Novi Sad eine Dobosch-Torte zusammen mit anderen hausgemachten Köstlichkeiten in einem Weihnachtspaket nach Schaffhausen schickte. Am 28. Dezember 1901 schrieb Albert an seine Zukünftige: »Was hab ich für ein goldiges Schatzerl und was für ein feins Paketl hat mirs geschickt! Sogar ein großartig feines Dobogl [Diminutiv von Dobosch-Torte] hats drin verborgen & ein allerliebstes Brieferl ...«

Auch in unserer Familie ist die Dobosch-Torte zu Weihnachten ein besonderes Highlight. Zur Erinnerung an seine Kindheit führte unser Vater diese Tradition bei uns ein. Er

wurde im Banat, in der Stadt Werschetz/Vršac als Kind einer donauschwäbischen Familie geboren, deren Ahnen 1789 aus dem Elsass in diese Region kamen. Die Großeltern meines Vaters wohnten im benachbarten Zichyrdorf/Plandište, wo mein Vater mit seinem Bruder die Winterferien verbrachte. Er erzählte gerne, dass die Großmutter die Reste der Dobosch-Torte stets in ihrer Küchenkreuz versteckt hielt, was natürlich ein besonderer Reiz für die Schleckermäuler war.

Mein Neffe war als Kind ein schlechter Esser. Das Einzige, was er gerne mochte, war die Dobosch-Torte. So musste meine Schwester dafür sorgen, dass diese Köstlichkeit immer im Hause war. Als wir einmal ein Weihnachtsfest mit vielen Gästen feierten und die Kuchen und Torten zum Servieren bereitgestellt waren, steckte meine damals zweijährige Tochter jedes Mal, wenn sie daran vorbeiging, ihr Fingerchen in die Schokocremefüllung der Dobosch-Torte, so dass diese voller Löcher auf die Festtafel kam. Ich rätselte vergeblich, wie das passiert war, bis ich das verschmierte Gesichtchen meiner Tochter sah. Seitdem sind viele Jahre vergangen, meine Tochter hat geheiratet und wir erwarten ein Enkelkind. Aber die Feiertage sind nach wie vor ohne Dobosch-Torte nicht vorstellbar – und die Anekdoten, die damit verbunden sind, bleiben unserer Familie in Erinnerung.

Éva Hübsch



Die Regisseurin und Produzentin Éva Hübsch begann ihre journalistische Laufbahn im wojwodinischen Fernsehen. Seit 1992 arbeitet sie für verschiedene in- und ausländische TV-Produktionen und gründete 2008 ihre eigene, im serbischen Neusatz/Novi Sad ansässige Produktionsfirma Media News.



Eine Mühe, die sich lohnt: Éva Hübsch bei der Zubereitung der legendären Dobosch-Torte. Oben ein historisches Backbuch mit einem alten Familienfoto. Alle Bilder: © Éva Hübsch



TONE PARTLJIČ ist ein slowenischer Schriftsteller, Dramatiker und Drehbuchautor, geboren 1940 in Marburg an der Drau/Maribor. Ab 1971 war er Dramaturg am Slowenischen Nationaltheater Laibach/Ljubljana, bis er 1987 die künstlerische Leitung des Stadttheaters Ljubljana übernahm. Für sein literarisches Schaffen wurde er mit vielen Preisen geehrt, 2016 mit dem bedeutendsten slowenischen Literaturpreis – dem Prešeren-Preis für sein Lebenswerk. In seinem letzten Buch, dem Novellenband *Ljudje iz Maribora* (»Menschen aus Marburg an der Drau«, 2017), porträtiert Partljič mit viel schriftstellerischer Empathie sowohl kulturell und politisch exponierte als auch weniger bekannte Marburger. Er zeichnet sie an erster Stelle als Menschen, gefangen im Wirbel der turbulenten (Nach-)Kriegszeit. So etwa die russische Fürstin Obolenska, die vor der Revolution in die Steiermark flüchtete. Dort wurde sie als Bibliothekarin zur Furcht und zum Schrecken aller Leser, die nachlässig mit Büchern umgingen.

In der Abschlussnovelle *Schwiegermutter* führt der Autor den Leser in die Zeit unmittelbar nach der deutschen Kapitulation. In Marburg an der Drau herrscht großes Durcheinander, da unterschiedliche »Sieger« ihre Interessen durchsetzen wollen. Priska Haas soll wie alle anderen »Volksdeutschen« nach Österreich abtransportiert werden. Ausgerichtet wird ihr dies von Dane, einem jungen Offizier und Mitarbeiter der OZNA (Geheimdienst Jugoslawiens), bei dem es sich um Zdenko Zavadlav handelt, einem ehemaligen Geheimpolizisten, der in seinem Tagebuch *Späte Beichte* (Hermagoras, 2010) auch die Massentransporte der »Volksdeutschen« aus Marburg nach Graz beschreibt. Priska Haas, die sich in der Erzählung als Kommunistin bezeichnet, war die zweite Ehefrau des siebenundzwanzig Jahre älteren Rechtsanwalts Heinrich Haas, der den ersten Esperanto-Bund in Slowenien gegründet hatte. Nach dem Krieg engagierte sie sich im *Zveza prijateljev mladine* (»Bund der Freunde der Jugend«), einer heute noch bestehenden humanitären NGO.

Alenka Kreft

SCHWIEGERMUTTER

Von Tone Partljič

[...] in der Stadt befanden sich die durchgedrehten Bulgaren [...]. In den Bewohnern der Steiermark, besonders in der ehemals deutschen Stadt Marburg an der Drau, sahen sie einen besiegten Pöbel, den sie in Schach halten und dem sie als Kriegsbeute alles wegnehmen mussten, was glänzte oder sich abschrauben ließ. Sie waren auch der Ansicht, alles Weibliche unbedingt vergewaltigen zu müssen. [...] bedeutend war auch das brüderliche russische Kommando mit Marschall Tolbuchin, das hinter dem mysteriösen oder vielleicht auch imaginären Werwolf her war, einer deutschen Untergrundbewegung, die illegal den rassistischen und nationalsozialistischen Kampf in Europa auch nach der Kapitulation weiterführen wollte [...]. Anwesend waren außerdem die slowenischen Partisanen vom Bacherngebirge, Poßruck und von der Windischen Bühel mit OZNA und KNOJ, die sich unter den unzähligen fremden Befreiern ihre Geltung und das entscheidende Wort noch erkämpfen mussten.

Dane musste noch den letzten Transport der Volksdeutschen organisieren. Das waren Marburger deutscher Abstammung, die zwar kein Blut an ihren Händen hatten, aber die Stadt vergifteten. Diejenigen, an deren Händen Blut klebte und die mit der Gestapo kollaboriert hatten, waren zum Tode verurteilt und hingerichtet worden. Nur Ärzte in den Krankenhäusern, Ingenieure in den Fabriken oder andere Fachleute wurden bedingt toleriert, weil es an slowenischen Kadern mangelte und sie deshalb unersetzbar waren. Die OZNA-Mitarbeiter stellten für jedes Stadtviertel eine Liste auf. Das Schicksal der Menschen, deren Namen sich darauf befanden, wurde ohne lange Diskussion beschlossen: Sie werden ausgesiedelt. Zuerst diejenigen, die in den letzten Jahren zugezogen waren. Viele der Familien wohnten aber seit Jahrhunderten hier, denn bis 1918 war dies eine österreichisch-deutsche Stadt gewesen. Deshalb gab es großes Gejammer, als sie in die Fremde ziehen mussten, wo viele von ihnen nicht einmal

Verwandte hatten. Als Dane die Namenslisten ausgehändigt bekam, fragte er seine Mitarbeiter: »Erinnert ihr euch noch, was der Genosse Kidrič beim letzten OZNA-Treffen gesagt hat? In den nördlichen Gebieten müssen alle Reste des Deutschtums beseitigt werden! Wir müssen den Befehl des Präsidenten der slowenischen Regierung gewissenhaft ausführen!«

Er organisierte die LKWs, auf denen die Aussiedler samt ihrem Gepäck zum Bahnhof gebracht werden sollten. Und von dort würde es Richtung Graz gehen, wie er ihnen sagte. Weil er für die ganze Stadt nicht genug Männer hatte, besuchte er selbst einige der gekennzeichneten Wohnungen in der Umgebung des OZNA-Sitzes am Stadtpark. Auch den Hutter-Wohnblock, wo im Erdgeschoss eine Zeit lang sogar er und einige seiner Kollegen gewohnt hatten. Doch in mehreren Dutzend Wohnungen lebten tatsächlich noch Volksdeutsche. Danach musste er zu den Häusern auf der anderen Seite der Maistrova-Straße am Park gehen ...

Trotz des Befehls von Kidrič spürte er aber tief in seinem Inneren, wie unangenehm diese Arbeit war. Seine Eltern, sein Bruder und seine Schwester waren in Šoštanj von den Deutschen auf die LKWs verfrachtet worden und jeder durfte höchstens fünfundzwanzig Kilo Gepäck mitnehmen. Die Mütter stopften die Koffer meistens mit Kleidung voll ... Bei ihrem ersten Wiedersehen nach dem Krieg hatte seine Mutter ihm weinend davon erzählt. Damals, als die Deutschen die Bewohner der Steiermark zwangsumsiedelten, war er noch Student und befand sich zu seinem Glück in Ljubljana. Dort war er mit zwei guten Freunden bald der Befreiungsfront beigetreten. Jetzt machen wir das Gleiche wie die Schwaben damals, überlegte er, wir vertreiben sie aus ihren Häusern. In die zweite Etage muss ich noch ...

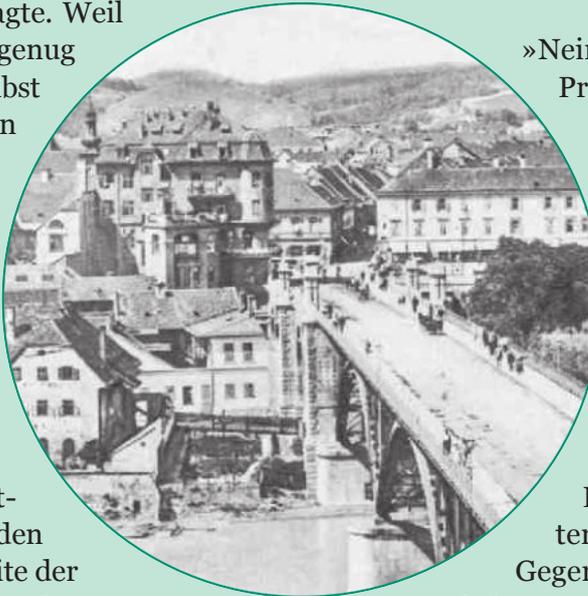
Auf dem kleinen Messingschild stand der Name Haas, auf seiner Liste Priska Haas, Witwe. Er drückte auf die Klingel, es summte. Schleifende Schritte näherten sich und die Klinke aus Messing neigte sich. Dane, gerade mal einundzwanzig, war selbstverständlich in Uniform. Eine Frau mit Brille, um die fünfzig, öffnete die Tür, aber nur zwanzig

Zentimeter breit, dann wurde sie von einer kleinen Kette angehalten, die am Rahmen befestigt war.

»Ja?«

»Guten Tag! Ich bin vom Militär, lassen Sie mich rein. Ich bin ein Offizier der Abteilung für die Volkssicherheit!«

Die Frau entriegelte die Tür und fragte im Marburger Dialekt: »Möchten Sie sich setzen?«



»Nein, ich bin dienstlich hier. Sind Sie Priska Haas?«

»Selbstverständlich!«

»In einer halben Stunde müssen Sie unten vor dem Eingang stehen. Sie werden nach Graz in Österreich ausgebürgert, hier ist der Bescheid. Dort werden sich Ihre Leute um Sie kümmern. Sie können einen Koffer mitnehmen, aber höchstens fünfundzwanzig Kilo Gepäck! Gegen diesen staatlichen Bescheid ist keine Beschwerde möglich!«

Die Frau setzte sich an den Tisch und fragte:

»Soll das ein Witz sein?«

»Die OZNA macht keine Witze!«

»Wissen Sie eigentlich, wer Tito ist?«

Dane wurde wütend: »Hör mal, Alte, verarsch' mich nicht! Du hast kein Recht, den Namen unseres Oberkommandanten zu erwähnen! Wir werden dieses Land von den Volksdeutschen säubern! Zieh dich um und Abmarsch! In einer halben Stunde musst du angezogen und mit deinem Koffer unten warten! Auf Wiedersehen!«

»Hör mal, Junge. Ich bin doch mit Tito verwandt. Ich bin seine Schwiegermutter. Das hier könnte dir später noch leidtun!«



Herta Haas (1914–2010) im Jahr 1943. Sie war die zweite Ehefrau des Partisanenführers und Präsidenten des sozialistischen Jugoslawien, Josip Broz Tito. © Wikimedia Commons

So etwas hätte Dane sich im Traum nicht vorstellen können. Nun, er verstand, dass er es hier wohl mit einer deutschen Provokateurin oder einem verrückten, dementen alten Weib zu tun hatte. Als er bei den Partisanen gewesen war, hatten sie sich schon gefragt, ob der Alte eine Frau hätte. Man erzählte, er hätte was mit einer Russin gehabt und mit ihr einen Sohn, dass er aber jetzt mit einer anderen Frau zusammen sei. Dass Tito in Maribor eine Schwiegermutter hätte, davon hatte Dane nie etwas gehört. So ein Schwachsinn!

»Machen Sie sich bereit, sonst landen Sie nicht auf einem LKW, sondern im Gefängnis, und dann kann Ihnen noch was viel Schlimmeres zustoßen!«

Er schlug mit den Fersen seiner Stiefel zusammen, damit es laut knallte, und ging hinaus ... Doch als er die Treppen hinunterlief, ließ ihm dieses Weibstück keine Ruhe. Am liebsten hätte er laut gelacht, er würde schon später mit ihr fertig werden, wie mit den anderen, und sie würde ihn nicht mehr verarschen können. Als er aber in seinem Büro ankam, wartete dort Rafael auf ihn:

»Sag mal, du warst doch nicht bei diesem Haas-Weib?«

»Ja, und du glaubst es nicht, die alte deutsche Kuh wollte mich verarschen, sie sei Titos Schwiegermutter!«

»Du Blödmann! Sie hat dich nicht verarscht! Die Haas ist zwar eine Volksdeutsche, sie ist aber auch die Mutter von Herta Haas. Ihre Tochter, also diese Herta, war vor und nach dem Krieg eine Parteifunktionärin

in Zagreb. Und sie ist auch die Ehefrau von Marschall Tito. Du gehst sofort wieder zurück und entschuldigst dich bei ihr, sonst haben wir hier bald mächtig die Kacke am Dampfen! Verdammtes Ljubljana! Für solche Arbeit müssen sie uns ausgerechnet die Jugend schicken ...«

Jedes Mal, wenn er als Jugendlicher bezeichnet wurde, wäre Dane am liebsten an die Decke gegangen. Er war alt genug gewesen für das italienische KZ, alt genug, um als Partisan in der Neunten Division zu kämpfen, alt genug für den Nachrichtendienst im Küstenland ... Jetzt aber, wo wieder Frieden war, bekam er ständig zu hören, er sei zu jung für diese Aufgaben ...

Aus dem Slowenischen übersetzt von Alenka Kreft.

Auszug aus der Erzählung *Schwiegermutter* in *Ljudje iz Maribora* von Tone Partljič. Wir danken dem Verlag Beletrina Academic Press für die Übersetzungsgenehmigung.

Alenka Kreft arbeitet als freie Übersetzerin für Slowenisch und Deutsch in Berlin.

Tone Partljič: *Ljudje iz Maribora*. Ljubljana: Beletrina Academic Press 2017, 308 S., ISBN 978-9612842-92-5, 29 €, E-Book 21,29 €



ZEUGNISSE DES TERRORS

Eine Sammlung bisher geheimer Akten dokumentiert die »deutsche Operation« in der Sowjetukraine

Mit dem Befehl Nr. 00439 des Innenministeriums der UdSSR (NKWD) begann am 25. Juli 1937 die »deutsche Operation« in der Sowjetukraine. Sie war Teil einer Verfolgungskampagne gegen als unzuverlässig geltende Gruppen und mutmaßliche Gegner der stalinistischen Herrschaft, die als »Großer Terror« in die Geschichte einging. Mit dem Befehl Nr. 00439 zielte das Regime vor allem auf ehemalige oder derzeitige reichsdeutsche Staatsangehörige, die in Rüstungsbetrieben oder -abteilungen, in der Energiewirtschaft oder im Transportwesen arbeiteten. Dabei wurden vom NKWD auch ihre Kontakte zum weiteren Personenkreis erfasst, etwa zu Arbeitskollegen, Verwandten, Bekannten oder Nachbarn. Durch die Ausweitung der Operation, deren Ergebnisse ursprünglich bis zum 22. August 1937 hatten vorliegen sollen, vergrößerte sich die Anzahl der Opfer deutlich. Sie waren Repressalien ausgesetzt – von Verhaftung über Verbannung bis hin zur Todesstrafe. Die »deutsche Operation« nahm schnell Massencharakter an. Schließlich forderte sie rund 55 000 Opfer – sowohl Sowjet- als auch Reichsdeutsche.

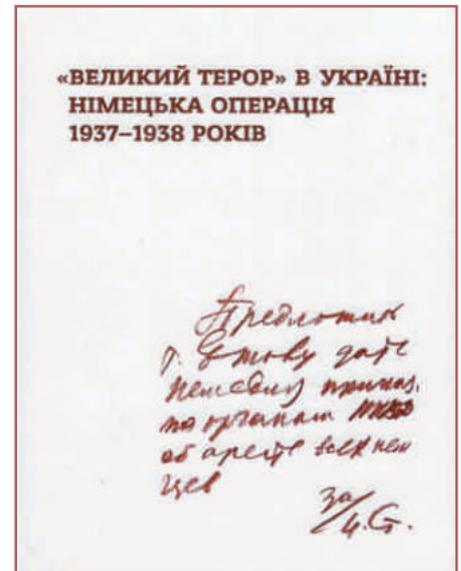
Im Sommer 2018 ist in der ukrainischen Hauptstadt Kiew eine Dokumentensammlung unter dem Titel »*Velykyj Teror*« v *Ukraini: Nimec'ka operacija 1937–1938 rokiv* [»Der ›Große Terror‹ in der Ukraine: Die deutsche Operation 1937–1938«] erschienen. Diese wissenschaftliche Edition ist das Ergebnis einer mehrjährigen Kooperation zwischen dem Staatlichen Behördenarchiv des Staatssicherheitsdienstes der Ukraine (im Weiteren: GDA SBU) und dem Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e.V. (Nordost-Institut) in Lüneburg. An der

Erarbeitung der Aktensammlung war auch das Institut der Geschichte der Ukraine der Nationalen Akademie der Wissenschaften der Ukraine beteiligt.

Nachdem das GDA SBU bereits Dokumente zu den umfangreichsten Massenoperationen des NKWD – der »Kulakenoperation« und der »polnischen Operation« – veröffentlicht hat, bietet die neu vorgelegte Dokumentensammlung weitere Möglichkeiten zur Erforschung der repressiven Tätigkeit kommunistischer Sicherheitsdienste in der Sowjetukraine während des »Großen Terrors«.

Dank des internationalen Charakters des Editionsprojekts konnten zum ersten Mal in einer Publikation zur Geschichte der »deutschen Operation« auch einschlägige Dokumente deutscher Provenienz veröffentlicht werden. Dabei handelt es sich um Archivalien aus dem Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland.

Insgesamt umfasst die Edition 258 Dokumente aus dem Zeitraum zwischen 1934 und 1991. Der weitestgrößte Teil von ihnen sind Dokumente des NKWD der UdSSR und des NKWD der Ukrainischen SSR – zum einen normativ-rechtliche Akten wie Anordnungen, schriftliche Berichte, Direktiven oder Rundschreiben, zum anderen Prozessdokumente der NKWD- und der Gerichtsorgane, beispielsweise Untersuchungsakten, Anklageschriften, Urteile oder Vollzugsmeldungen. Die nächste Gruppe bilden Informations-, Auskunfts- und Berichtsdokumente des Innenministeriums und seiner Organe vor Ort wie Sondermeldungen, operative Zusammenfassungen oder Rechenschaftsberichte. Schließlich enthält die Dokumentensammlung auch einige



Der 1 248 Seiten starke Band kann zum Preis von 43 € über das IKG bezogen werden.

Schriftstücke der deutschen diplomatischen Vertretungen in der UdSSR.

Die mehrjährige Zusammenarbeit zwischen dem GDA SBU und dem Nordost-Institut hat sich trotz zeitweilig dramatischer politischer Ereignisse in der Ukraine als bemerkenswert stabil erwiesen. Besonders förderlich für die Auswertung der Archivbestände war das im April 2015 in Kraft getretene ukrainische Gesetz »Über den Zugang zu Archiven der repressiven Organe des totalitären kommunistischen Regimes der Jahre 1917–1991.« Die Öffnung der Archive des ehemaligen KGB ermöglicht es, alle erhalten gebliebenen Dokumente der repressiven Organe der UdSSR für die Wissenschaft zugänglich zu machen.

Eine Veröffentlichung der deutschsprachigen Auflage des Aktenbands ist für das Jahr 2020 geplant.

Zusammengestellt
von Dmytro Myeshkov

Dr. Dmytro Myeshkov ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa (IKGN)/Nordost-Institut in Lüneburg (→ S. 56–58).



Buchpräsentation am
23.10.2018 in Kiew

AMBITIONIERTE BRÜCKENBAUER

Die Bundesregierung unterstützt und fördert deutsche Minderheiten im östlichen Europa

In Mittel-, Ost- und Südosteuropa, im Baltikum, der Ukraine und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion leben noch mehr als eine Million Menschen deutscher Abstammung. Sie sind aufgrund unterschiedlicher Ereignisse im Laufe der Jahrhunderte in ihre jetzigen Siedlungsgebiete gekommen. In 22 Staaten in Mittel-, Ost- und Südosteuropa, im Baltikum, der Ukraine und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion leben Nachkommen dieser Siedler, die sich bis heute zu ihrer deutschen Herkunft bekennen. Schwerpunkte deutscher Minderheiten finden sich in der Russischen Föderation mit 400 000, in Kasachstan und Ungarn mit jeweils über 180 000 und in Polen mit knapp 150 000 Angehörigen. Es folgen Rumänien mit 38 000, die Ukraine mit 33 000 und Tschechien mit rund 18 000 Menschen deutscher Abstammung. Kleinere deutsche Gemeinschaften von hundert bis einigen tausend Menschen leben noch in Aserbaidschan, Belarus, Estland, Georgien, Kirgistan, Lettland, Litauen, Moldau, Tadschikistan, Turkmenistan, Usbekistan, Kroatien, Serbien, in der Slowakei und in Slowenien.

In unmittelbarer Folge des Zweiten Weltkriegs haben viele dieser Deutschen unter schwerwiegenden Repressionen aufgrund ihrer Volkszugehörigkeit gelitten. Sie mussten Vertreibung, Unterdrückung, staatliche Zwangsassimilation, Umsiedlungen, Internierung in Arbeitslagern, Sprachverbote, Einschränkungen in der Ausübung des Berufs sowie Anfeindungen im Alltag über Jahrzehnte ertragen. Dennoch haben sich die deutschen Minderheiten – oft im Geheimen und trotz der Gefahr von Strafverfolgung bei Bekanntwerden – nach Kräften bemüht, ihre ethnokulturelle Identität und Sprache, ihre Gebräuche, ihr Kulturgut, ihre Lieder und Gedichte sowie oft auch ihren von der Mehrheitsbevölkerung abweichenden christlichen Glauben zu erhalten.

Die Bundesregierung fühlt sich daher diesen Menschen besonders verpflichtet, sie bei der Bewältigung ihres besonderen Kriegsfolgenschicksals zu unterstützen. Nach dem Fall des Eisernen Vorhangs hat sich die Situation der meisten deutschen Minderheiten verbessert. Eine Vielzahl der Länder, in denen deutsche Minderheiten leben, haben in der Folgezeit die Regelungen des Europarates zum Schutz der Minderheiten – das Rahmenübereinkommen zum Schutz nationaler Minderheiten und die Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprache – ratifiziert. Die Bundesregierung hat mit vielen der Herkunftsländer darüber hinaus bilaterale Verträge zum Schutz der deutschen Minderheiten abgeschlossen. Sie konnte außerdem seit 1989/1990 durch verschiedene Fördermaßnahmen die Heimatverbliebenen vor Ort unterstützen.

Zu Beginn der Förderung lag ein besonderer Schwerpunkt auf humanitären Hilfen und Wirtschaftshilfen. Mittlerweile geht es nicht mehr ausschließlich um Erleichterungen für die Erlebnisgeneration, sondern um die Verbesserung der Lebens- und Zukunftsperspektiven sowie das Ergreifen identitätsstärkender Maßnahmen für die deutschen Minderheiten in ihren Herkunftsländern. Ein besonderes Augenmerk liegt dabei auf dem Erhalt der deutschen Sprache und der Jugendarbeit, aber auch auf dem Aufbau gut funktionierender und zukunftsfähiger Selbstverwaltungen.

Die deutschen Minderheiten haben sich im Laufe der letzten drei Jahrzehnte als wertvolle Bindeglieder zwischen ihren Herkunftsländern und Deutschland erwiesen. Bereits 1995 hat der Deutsche Bundestag die Brückenfunktion der in Mittel-, Ost- und Südosteuropa, im Baltikum, der Ukraine und in den Nachfolgestaaten der Sowjetunion lebenden

Bernd Fabritius bei der staatlichen Gedenkfeier zur Vertreibung und Verschleppung der Ungarndeutschen in Maan/Mány (Ungarn), Januar 2020, © BMI



Deutschen hervorgehoben, die sich positiv auf die Beziehung Deutschlands zu diesen Ländern auswirkt.

Die deutschen Minderheiten leben vor dem Hintergrund des eigenen Schicksals und der historischen Erfahrungen im Bewusstsein, dass Frieden und Freiheit besonders kostbar und erhaltenswert sind. Entsprechend schätzen sie in europäischen Herkunftsländern die Einbettung in Europa als besonderen Garant für den Erhalt dieser Güter. Für sie ist die Gründung Europas nicht nur als Wirtschafts-, sondern auch als Wertegemeinschaft ein Beitrag zur Verständigung und Versöhnung der Völker und eine Garantie für friedliches und vertrauensvolles Zusammenleben. Zu dieser Wertegemeinschaft gehören die Achtung der Menschenrechte, Wahrung des Friedens, Solidarität und freundschaftliches Miteinander. Entsprechend dieser Erkenntnisse sind die Angehörigen deutscher Minderheiten überzeugte Botschafter für den Europäischen Zusammenhalt. Die gleichen Grundüberzeugungen lassen sich aber auch auf die deutschen Minderheiten übertragen, die in Herkunftsländern außerhalb der Europäischen Union leben. Allen ist der tief verwurzelte Wunsch nach Frieden und Völkerverständigung zu eigen, der sie zu ambitionierten Brückenbauern macht.

Zum Brückenbau bringen sie besondere Qualifikationen durch ihre Kenntnisse der Kultur und Sprache zweier Länder mit. Angehörige deutscher Minderheiten kennen die Kultur ihres Herkunftslands und die deutsche Kultur und beherrschen – sofern sie nicht durch historische Verbote gehindert wurden – zwei Sprachen. Sie sind in ihren Gesellschaften gut integriert und bringen sich in deren wirtschaftliches, gesellschaftliches, kulturelles und politisches Leben über ihre Dachverbände aktiv ein. Dabei bedeutsam ist, dass sie gelernt haben, sich zu integrieren, ohne sich zu assimilieren. Sie leben folglich im Respekt für die Kultur der jeweiligen Mehrheitsgesellschaft, ohne ihre eigenen deutschen Wurzeln aufzugeben. Viele dieser Menschen tragen sozusagen »zwei Herzen in ihrer Brust«.

Bernd Fabritius zu Gast beim Karpatendeutschen Verein in Kaschau/Košice (Slowakei), August 2019, © BMI

Ein wichtiges Mittel zum Brückenbau ist die Kontaktpflege der deutschen Minderheiten untereinander oder zu den in Deutschland ansässigen Landsmannschaften. Die Bundesregierung fördert daher Partnerschaftsmaßnahmen, d. h. zivilgesellschaftliche Kontakte auf kultureller, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und sozialer Ebene. Dies sind grenzüberschreitende Maßnahmen, bei denen die deutsche Sprache als Bindeglied gilt.

Ein weiteres Feld, das zur Völkerverständigung und zu einem tieferen Verständnis der anderen Nation beiträgt, sind die Jugendtreffen und Schüleraustausche, die mit Hilfe der Minderheiten und Landsmannschaften organisiert werden. Sie ermöglichen jungen Menschen, einen Einblick in das Leben, die Kultur und Sprache des Gastlands und damit Kenntnisse über und Verständnis für Menschen außerhalb der eigenen Nation zu erlangen und grenzüberschreitende Freundschaften zu schließen. Welche Investition kann zukunftsreichlicher und gewinnbringender für den Frieden sein als die internationale Jugendarbeit?

In diesem Sinne bleibt zu hoffen, dass die Bemühungen der Bundesregierung für die deutschen Minderheiten auch in der Zukunft Früchte tragen und die Herkunftsstaaten die eingegangenen Verpflichtungen des Minderheitenschutzes als Chance begreifen, über die Brücke der deutschen Minderheiten eine dauerhafte enge Freundschaft mit Deutschland zu pflegen.

Bernd Fabritius



Prof. Dr. Bernd Fabritius wurde 1965 im siebenbürgischen Agneteln/Agnita geboren und siedelte 1984 gemeinsam mit Eltern und Geschwistern in die Bundesrepublik Deutschland aus. Er ist Präsident des Bundes der Vertriebenen und seit April 2018 Beauftragter der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten.



EINE UNERHÖRTE GESCHICHTE

Die Bernheim-Petition schützte bis 1937 die Juden in Oberschlesien – ein Museum erinnert daran

Die besondere Region

»Ein Jude könnte Hitler behindern – Deutschland auf der Anklagebank in Genf«, so lautete im Mai 1933 der Titel von einem unter vielen Artikeln in der internationalen Presse. Der Jude, um den es ging, war Franz Bernheim, der kurz zuvor mithilfe von jüdischen Minderheitenrechtlern des *Comité des Délégations Juives* (Komitee der jüdischen Delegationen) beim Genfer Völkerbund Anklage gegen das Deutsche Reich eingereicht hatte. Grund für die Anklage war, dass der damals 34-jährige Kaufhausangestellte am 31. März 1933 von seinem Arbeitgeber, dem Kaufhaus DeFaKa (Deutsches Familien-Kaufhaus), zusammen mit zwei weiteren jüdischen Angestellten fristlos entlassen worden war. Das Geschäft im oberschlesischen Gleiwitz/Gliwice sei »judenfrei«, teilte die mehrere Filialen betreibende DeFaKa-GmbH, deren Hauptanteil dem 1932 aus Deutschland emigrierten jüdischen Großunternehmer Jakob Michael gehörte, Ende März ihrer Kundschaft mit. Am 1. April fand ein reichsweiter Boykott von jüdischen Geschäften, aber auch von Ärzten und Rechtsanwälten statt. Nur wenige Monate nach der Machtübernahme durch die NSDAP erlebten Zehntausende Jüdinnen und Juden so eine staatlich verordnete Diskriminierung. Doch dass nur Bernheims Klage Erfolg beschieden sein sollte, hatte einen besonderen Grund: Er lebte in Oberschlesien. Denn die Region war nach dem Ende des Ersten Weltkriegs, den schlesischen Aufständen und der Volksabstimmung von 1921 zwischen Polen und Deutschland aufgeteilt worden.

Das Deutsche Reich schloss dann im Jahr 1922 mit der 1918 neu ausgerufenen Republik Polen das unter Aufsicht des Genfer Völkerbunds stehende »Abkommen über Oberschlesien«. Darin verpflichteten sich beide Staaten für eine

Pressebericht über die Beratungen der Vereinten Nationen zur Bernheim-Petition in der Gleiwitzer Zeitung *Der Oberschlesische Wanderer* vom 27./28. Mai 1933, © Museum Gleiwitz/Gliwice



Vertragsdauer von 15 Jahren, auf dem jeweiligen Teilgebiet der Region die Minderheitenrechte zu achten. »Alle deutschen Reichsangehörigen sind vor dem Gesetze gleich und genießen ohne Unterschied des Volkstums, der Sprache oder der Religion die gleichen bürgerlichen und staatsbürgerlichen Rechte«, hieß es in Artikel 67 der Konvention. Dies galt auch bei der »Zulassung zu öffentlichen Ämtern [...] oder der Ausübung der verschiedenen Berufe oder Gewerbe« für »alle deutschen Reichsangehörigen, die zu einer [...] Minderheit« gehörten (Artikel 68). Diese Artikel wurden an anderer Stelle als »Grundgesetze« bezeichnet, zu denen »kein Gesetz, keine Verordnung und keine Amtshandlung im Widerspruch« stehen könne.

Rassegesetze galten nicht in Oberschlesien

Und in der Tat: Der Rat des Völkerbunds in Genf forderte am 6. Juni 1933 das Deutsche Reich offiziell auf, die Missstände in Oberschlesien zu beheben und sich an den Vertrag mit Polen zu halten. Was aus der heutigen Perspektive unglaublich erscheinen mag: Bis zum 15. Juli 1937, als der deutsch-polnische Vertrag auslief, griffen die antisemitischen Gesetze in der Region nicht. Auch die berüchtigten »Nürnberger Rassengesetze« von 1935 wurden in Oberschlesien nicht umgesetzt. Etwa 10 000 Juden lebten im Jahr 1933 auf dem Gebiet, sie gründeten nach dem Genfer Votum einen Verband, um als nun anerkannte Minderheit die Durchsetzung des Genfer Beschlusses zu überwachen. Bis 1937 konnten rund 150 jüdische Klagen vor dem Minderheitenamt in Oppeln meist gütlich beigelegt werden. »In einem Teil des Reiches, wengleich an der Peripherie, nur für wenige Jahre und unter Zuhilfenahme international garantierter Gesetzgebung, konnte für vier Jahre eine Art ›alter Zeit‹ der Weimarer Republik bewahrt werden«, schreibt der Historiker Philipp Graf in seinem Buch *Die Bernheim-Petition 1933*.

Bernheim, der inzwischen in Prag wohnte und noch vor Ausbruch des Krieges in die USA emigrierte, erhielt sogar eine finanzielle Entschädigung. Es sei ein »Sieg Davids gegen Goliath« gewesen, ein »Akt des Widerstandes, an den die Erinnerung wachgehalten werden sollte«, schreibt der polnische Historiker Leszek Jodliński. Dies gelte auch, weil der Fall die »erzwungene Heraustrennung der Gemeinschaft oberschlesischer Juden aus der deutschen Identität« symbolisiere, so Jodliński.

Diese Erfahrung der Trennung sollte sich indes noch tragisch verschlimmern. Denn nach Auslaufen der Konvention galten ab dem 15. Juli 1937 die antisemitischen Gesetze auch in Oberschlesien. Viele oberschlesische Juden emigrierten, im Mai 1939 lebten nur noch knapp 5 000 von ihnen in der

Region. Während des Zweiten Weltkriegs wurde ein Großteil all jener, die geblieben waren, im KZ Auschwitz-Birkenau und anderen Lagern ermordet.

Erinnerung in Gleiwitz

Die Geschichte der Bernheim-Petition ist sowohl in Deutschland als auch in Polen nur wenig bekannt. Auch in einschlägigen geschichtlichen Werken wird sie nur als Randnotiz oder gar nicht erwähnt. Herausgehoben wird die Geschichte des 1990 in New York verstorbenen Bernheim indes in der Stadt, in der seine Petition ihren Ausgang nahm. Seit vier Jahren erzählt das Haus der Erinnerung an die Juden Oberschlesiens (*Dom Pamięci Żydów Górnośląskich*) in Gleiwitz die mehrere Jahrhunderte umfassende Geschichte der jüdischen Gemeinschaft in der Region. Ende 2018 öffnete die Gedenkstätte als Zweigstelle des Stadtmuseums eine imposante Dauerausstellung, in der auch die Bernheim-Petition im breiten Kontext erörtert wird. Das Haus organisiert regelmäßige Vorträge, gibt Publikationen heraus, organisiert Bildungsworkshops für Jugendliche und empfängt Besucher vor allem aus Polen, Deutschland und Israel. »Wir wollen, dass noch mehr Menschen, die das ehemalige Vernichtungslager Auschwitz besuchen, zu uns kommen«, sagt Ausstellungskuratorin Bożena Kubit. Viele Besucher, so die Ethnografin, wollen das Land jenseits des Traumas kennenlernen, mit dem sie im siebzig Kilometer entfernten Auschwitz-Museum konfrontiert würden.

Auch die Gleiwitzer Ausstellung zeigt die Shoa und den Tod der oberschlesischen Juden. Doch insgesamt dominiert das jüdische Leben in seiner einstigen Vielfalt. Dazu gehört die Geschichte des Kaufmanns Franz Bernheim, dessen Petition eine Lehre auch für die Gegenwart ist. »Die Geschichte der Menschheit enthält viele Gesten der Hoffnung, der Verzweiflung, des Triumphes«, schreibt der Historiker Leszek Jodliński. »Die Petition indes lehrt uns, dass die Ideologie des Hasses nicht akzeptiert werden kann und soll.«

Jan Opielka

Jan Opielka schreibt als freier Publizist für deutsche und polnische Medien zu den Themenschwerpunkten Politik, Gesellschaft, Kultur, Glaube und Philosophie. Er lebt in Gleiwitz/Gliwice.

🖨 Website der Stadt Gleiwitz/Gliwice mit deutschsprachigen Hinweisen zum Haus der Erinnerung an die Juden Oberschlesiens: http://bit.ly/gedenkstaette_gliwice

Infoportal des Gleiwitzer Museums *Schatzkiste des Wissens*, auch auf Deutsch: skarbnica.muzeum.gliwice.pl/?lang=de



Das ehemalige DeFaKa (Deutsches Familien-Kaufhaus) in Gleiwitz/Gliwice heute, © Jan Opielka



Das Haus der Erinnerung an die Juden Oberschlesiens ist in der aufwendig restaurierten ehemaligen jüdischen Begräbnishalle untergebracht, die 1902/1903 nach einem Entwurf des Wiener Architekten Max Fleischer erbaut wurde. © Museum Gleiwitz/Gliwice

Blick in die Dauerausstellung des Hauses der Erinnerung an die Juden Oberschlesiens, © Museum Gleiwitz/Gliwice



DREI COUSINS

Wie sich eine russlanddeutsche Familie zwischen Ludwigsburg und Omsk wiederfand

Vor uns erstreckt sich die schier endlose Weite der westsibirischen Waldsteppe, nur ab und an von inselförmigen Birkenwäldern durchbrochen. Das Tauwasser ist nach dem langen Winter endlich versickert und die Sonne wärmt den von Rissen durchzogenen Asphalt. Geschickt manövriert der Taxifahrer seinen Lada zwischen den Schlaglöchern hindurch. Die Quaste am Rückspiegel baumelt dabei heftig hin und her. Aus dem Autoradio tönt die russische Rockband Ljube. Irgendwann taucht das Ortsschild »Alexandrowka« auf. Wir biegen in die Dorfstraße ein. Bunte Holzhäuser reihen sich hier ordentlich aneinander, dazwischen ein Tante-Emma-Laden. »Na, kánn mer uff Russisch, kánn mer uff Deitsch«, sagt Verkäuferin Tatjana auf meine Frage, in welcher Sprache sie sich unterhalten will. »Áwa Hochdeitsch vasteh i nur, wenn Se långsám verzähle!«

Wir befinden uns 85 Kilometer südwestlich der Millionenstadt Omsk. Hier hatten sich im 19. Jahrhundert wolgadeutsche Kolonisten angesiedelt und mehrere Dörfer gegründet. 28 Dörfer wurden 1992 zu dem autonomen Verwaltungsgebiet »Deutscher Nationalkreis Asowo« zusammengefasst. Mit finanziellen Mitteln aus Deutschland baute man die Infrastruktur aus. Obwohl die Dörfer heute russische Namen tragen und viele in die »alte Heimat« ausgewandert sind – »vo uns're sin scho ned viel gebliewe« –, findet man es noch: das deutsche Leben in



Wiedervereint: Nikolaj Luft, Alexander Lohrey und Peter Luft (v. l. n. r.) mit Magdalena Sturm im April 2019, © Peter Luft

Sibirien. Muttersprachliche Lehrer geben Deutschunterricht, deutsche Journalisten schreiben für die Regionalzeitungen. Auch mich hat diese Mission nach Omsk geführt. Als ifa-Redakteurin unterstützte ich das Journal *vitamin de* für junge Deutschlerner und das Regionalblatt *Ihre Zeitung* in Asowo. Im Kultur- und Geschäftszentrum Deutsch-Russisches Haus bot ich für Kinder und Jugendliche Workshops

Das westsibirische Dorf Alexandrowka im Sommer 2016, © Magdalena Sturm



an. Und ich begann, Geschichten aus den deutschen Dörfern Sibiriens zu sammeln. So auch jene von Peter Luft.

Peter Luft – Jahrgang 1955, kurzes, weißes Haar, Schnurrbart – wohnt in Ludwigsburg. Er war noch nie in Russland, hat sich aber intensiv mit seiner Familiengeschichte auseinandergesetzt. »Mein Großvater Adam war Wolgadeutscher«, erzählt er. »Er kam 1884 im Dorf Jagodnaja Poljana bei Saratow zur Welt und hatte drei Kinder: Anna Elisabeth, Alexander und Peter, mein Vater.« In den 1920er Jahren wurde die Familie zusammen mit anderen Deutschen nach Sibirien verbracht. Dort gründeten sie das Dorf Nowo Jagodnaja, heute Swjatogorsk. Adam Luft wurde Vorsteher der örtlichen Kolchose. Mitte der 1930er Jahre wollte er für seine Arbeiter *Walenki* (Filzstiefel) besorgen. »Weil kein Geld da war«, erklärt Peter Luft, »bezahlte er mit Getreide aus der Kolchose.« Adam Luft wurde an die Behörden verraten, der Veruntreuung beschuldigt und später vermutlich erschossen.

Peter Lufts Vater fiel während des Krieges in die Hände der deutschen Wehrmacht und arbeitete für sie als Dolmetscher. Nach dem Krieg kam er nach Deutschland. Peter Lufts Tante Anna Elisabeth Lohrey wanderte erst in den 1980er Jahren mit ihrer Familie aus. »Sie hatte ihren Bruder, meinen Vater, 52 Jahre nicht gesehen«, erinnert sich Peter Luft an die bewegende Begegnung. »Eine Weile gab es noch einen Briefwechsel zwischen Deutschland und Sibirien«, sagt er. Da aber Kontakte ins Ausland während der Sowjetzeit gefährlich gewesen seien, habe man sich über die Jahrzehnte verloren.

Gemeinsam machten wir uns auf Spurensuche, durchsuchten Listen, lasen in Foren – und dann ging plötzlich alles sehr schnell: In einem Forum für Wolgadeutsche suchte eine gewisse Ljudmila Wlasowa aus Krasnojarsk nach den Verwandten ihres Mannes Nikolaj Luft, geboren 1948. Nikolaj stellte sich als Cousin Peter Lufts heraus. Und im April 2019 saßen wir in einem Café in der Leninstraße in Omsk an einem Tisch: Peter Luft, der in Deutschland geboren wurde. Alexander Lohrey, der als Jugendlicher von Russland nach Deutschland ausgewandert war. Nikolaj Luft, der in Russland geblieben war. Und ich, die nach Russland gekommen war. In welcher Sprache wir uns unterhielten? Na, so wie es in den deutschen Dörfern Sibiriens gang und gäbe ist: »Holbe Russisch, holbe Deitsch. Omal so, omal so.«

Magdalena Sturm

Magdalena Sturm war von 2015 bis 2019 als Redakteurin des ifa (Institut für Auslandsbeziehungen) in Omsk (Russland) tätig. Heute lebt sie in Wien.

 **Russlanddeutsche. Im Gespräch mit ifa-Redakteurin Magdalena Sturm.** Stuttgart: Institut für Auslandsbeziehungen, 2019, 53 S., ISBN 978-3-948205-08-9, [Gratisdownload über publikationen.ifa.de](https://publikationen.ifa.de)



Alexander Luft mit Familie, vorn links Cousin Nikolaj, um 1950
Foto: privat

Die deutschen Minderheiten im Ausland spiegeln ein Stück europäischer Identität: in Vielfalt friedlich zusammenleben, aktive Mehrsprachigkeit, grenzüberschreitende Zusammenarbeit und ein hohes Engagement für eine demokratische und tolerante Zivilgesellschaft. Der Bereich Integration und Medien des ifa (Institut für Auslandsbeziehungen) fördert mit Mitteln des Auswärtigen Amtes diese positive Rolle der Minderheiten. So werden aktuell 19 Kulturmanager und Redakteure aus Deutschland in Organisationen, Verbänden, Redaktionen der deutschen Minderheiten im östlichen Europa und in die Staaten der GUS entsandt. Sie unterstützen die Kultur-, Jugend-, Medien- und Bildungsarbeit der Organisationen vor Ort und bereichern sie mit neuen Ideen, fördern den interethnischen Dialog und sprechen insbesondere die jüngere Generation an.

Darüber hinaus initiiert und fördert das ifa innovative Projekte zu den Schwerpunkten Jugend und Medien und setzt sie in Kooperation mit den Partnern vor Ort um. Dazu gehören Sommercamps, Jugendkonferenzen, Kinderspielstädte, Kinderuniversitäten oder Social-Media-Plattform. Ein Beispiel für ein Impulsprojekt in diesem Bereich ist die Social-Media-Plattform Mind_Netz. Seit 2016 bietet sie einen authentischen Einblick in die Länder des östlichen Europa und zeigt die Vielfalt des Lebens der deutschen Minderheiten. Die Mind_Netz-Redaktion scannt täglich über vierzig Websites von Zeitungen, Magazinen, Radio- und Fernsehsendungen der deutschen Minderheiten aus Mittelosteuropa, Russland und Zentralasien. Sie wählt Beiträge aus und verbreitet sie dort, wo junge Menschen sie leicht finden: auf Facebook, Instagram, Twitter und VKontakte.

Karoline Gil, Bereichsleiterin des ifa für Integration und Medien





SCHULEN OHNE PAUSENKLINGEL

Die Angebote von Pro Liberis Silesiae richten sich nicht nur an die deutsche Minderheit

Vor mehr als zwanzig Jahren fanden im HAUS SCHLESILIEN in Königswinter die ersten Begegnungen mit Studierenden schlesischer Universitäten statt. Unter ihnen waren Mitglieder des Lehrerkollegs Opatowitz/Opole, die begeistert an den Seminaren teilnahmen und zudem erste Einblicke in reformpädagogische Einrichtungen in Bonn und Umgebung bekamen. Die Idee entstand, eine Schule zu gründen, die das Kind im Zentrum sieht und zugleich die regionale Spezifik, Geschichte und Kultur Schlesiens vermittelt. Viele der damaligen Studierenden arbeiten heute im Verein *Pro Liberis Silesiae* mit.

»Wir haben die Wichtigkeit der Bildung nicht nur auf der sprachlichen deutsch-polnischen Ebene erkannt. Gute Bildung, die die Kinder der deutschen Minderheit wie auch der polnischen Mehrheit in Oberschlesien zu mündigen Bürgern erzieht, ist in der heutigen so komplizierten Welt von enormer Bedeutung,« schätzt Dr. Margarethe Wysdak ein. Sie gab 2008 den Impuls zur Gründung des Vereins *Pro Liberis Silesiae* (»Für die Kinder Schlesiens«), der inzwischen Träger von drei Schulen und drei Kindergärten ist.

Ohne Pausenklingel, Hausaufgaben und Noten – so lernen die Kinder in Opatowitz, Gosławice/Goslawitz und Raszowa/Raschowa. Statt von der Tafel abzuschreiben, arbeiten sie am Montessori-Material zu grundlegenden Arbeitsbereichen von Fremdsprachen bis hin zu Mathematik und Biologie. Die Montessori-Pädagogik basiert auf eigenständiger Wissensaneignung des Kindes, das die Welt kennenlernen will. Sie geht davon aus, dass das Kind am effektivsten lernt, wenn es sich mit Dingen beschäftigt, die es faszinieren, oder wenn es seiner eigenen Meinung Ausdruck verleihen kann und selbstständig nach Antworten sucht. Die Montessori-Methode erzielt große Erfolge: Seit Jahren liegen die Ergebnisse der externen Prüfungen im überdurchschnittlichen Bereich, die Absolventen finden für ihren weiteren Bildungsweg Plätze an ihren Wunschschulen.

Zweisprachigkeit als Faktor regionaler Identität

In den Kindergärten von *Pro Liberis Silesiae* sind schon die Jüngsten bei sämtlichen Aktivitäten von deutscher und polnischer Sprache umgeben. Den Deutschunterricht in den Schulen unterstützen deutsche Muttersprachlerinnen und

Muttersprachler, Lehrende und Freiwillige aus Deutschland. Einsatzmöglichkeiten der erlernten Sprache bieten Ausflüge nach Deutschland und der Austausch mit befreundeten Schulen aus dem deutschsprachigen Raum. Die Eltern, die ihre Kinder zweisprachig erziehen, und Familien, die aus Deutschland nach Polen zurückgekehrt sind, wissen diese Einrichtungen besonders zu schätzen.

Die Schulen des Vereins waren sowohl von der Verabschiedung des neuen Schulsystems 2017 durch das polnische Parlament betroffen als auch durch die Verordnung des polnischen Bildungsministeriums im August 2019, die für alle Schulen eine erhebliche Erhöhung der Lehrergehälter bestimmte, ohne dabei eine Erhöhung der Bildungssubventionen für Vereinsschulen vorzusehen. In Raszowa konnte man die zwingend erforderlichen Investitionen dank der Unterstützung aus Deutschland und Österreich stemmen. Am schwierigsten ist derzeit die Lage am Standort Opatowitz, dessen Existenz bedroht ist.

Trotz aller Probleme macht der Verein weiter Angebote von regionaler und überregionaler Bedeutung. Fest in der Kultur- und Bildungslandschaft verankert sind der Theaterwettbewerb in deutscher Sprache für die Schulen der Region und die internationale Kinderspielstadt (mehr dazu auf S. 3), außerdem werden Liederwettbewerbe in deutscher Sprache, ein Kunstfestival und ein Theaterfestival veranstaltet.

Welche Perspektiven man der jungen Generation eröffnet, welche Bildungsinhalte und Werte ihr vermittelt werden, entscheidet darüber, wie die Gesellschaft morgen aussehen wird. »Hilf mir, es selbst zu tun«, forderte Maria Montessori einst. Das bedeutet für die Pädagoginnen und Pädagogen des Vereins *Pro Liberis Silesiae*, die Schulen und Kindergärten als »Orte des Lernens und Weltentdeckens« zu gestalten.

Margarethe Wysdak

unter Mitarbeit von Nicola Remig

Dr. Margarethe Wysdak ist Vorsitzende des Vereins *Pro Liberis Silesiae*, Nicola Remig ist Leiterin des Dokumentations- und Informationszentrums von HAUS SCHLESILIEN in Königswinter (→ S. 56–58).

Pro Liberis Silesiae online:

<http://www.edukacja-raszowa.eu/>

<http://www.edukacja-goslawice.eu/>

<http://www.montessori-opole.eu/>





WER WAREN DIE SLOWINZEN?

Der Museumshof in Klucken/Kluki beantwortet diese Frage heute ideologiefrei

Wer lebte in Klucken/Kluki und in anderen pommerschen Dörfern an der Küste zwischen Lupow/Łupawa und Leba/Łeba, am Ufer des Garderseees und des Lebasees? Der Streit um den Namen dieser Gruppe wird seit 150 Jahren geführt. Für sie übersetzte Pastor Pontanus 1643 Luthers Katechismus ins »Vandalische« oder »Slowinzische«. Mitte des 19. Jahrhunderts setzte sich für die ursprünglich slawischsprachige Gruppe der Name »Slowinzen« durch. [Anm. d. Red.: Von den verwandten Kaschuben unterschied die Slowinzen vor allem ihre Konfession: Sie waren evangelisch und damit dem deutschen Einfluss deutlich stärker ausgesetzt als die katholischen Kaschuben.] Die letzte slowinzische Predigt wurde 1886 gehalten. Schule, Kirche und Verwaltung propagierten die deutsche Sprache, immer mehr Jugendliche sprachen nur noch deutsch. Nach dem Ersten Weltkrieg verblassten in kurzer Zeit die kulturelle Identität, die Sprache und schließlich das ethnische Bewusstsein. Mitte des 20. Jahrhunderts wurden nur noch einzelne Splitter von Brauchtum und Glaubenspraxis gepflegt. Sie waren die letzten Spuren der alten slowinzischen Kultur – neben einigen Bezeichnungen für Speisen, Orte, Werkzeuge und Haushaltsgeräte.

Die Idee zur Gründung des Museums des Slowinzischen Dorfes in Klucken (*Muzeum Wsi Słowińskiej w Klukach*) entstand 1958, in einer Zeit, als die deutsch-polnischen Beziehungen stark belastet waren. Auch die Situation der Menschen vor Ort war schwierig. Die meisten Vorkriegsbewohner Kluckens waren ab 1947/48 vertrieben worden, nur eine Handvoll Einwohner verblieb im Dorf. Innerhalb von zwanzig Jahren sank die Bevölkerungszahl auf ein Viertel, so dass viele Höfe aufgelassen wurden. Das Land ging in Staatseigentum über und lag brach. Der 1963 in Kluki eröffnete Museumshof sollte die Slowinzen ermutigen, in Polen zu bleiben. Trotz der propagandistischen Zielsetzung war das Museum das Werk von seriösen Forschenden und Freiwilligen, die davon überzeugt waren, dass es sich unabhängig von der Politik lohnt, die Spuren der einzigartigen Kultur dieser Region zu erhalten. Doch die Arbeit des Museumsteams stieß auf einen deutlichen Widerwillen in der örtlichen Bevölkerung. Neben der Schwierigkeit, geeignete Exponate für die Sammlung zu beschaffen, musste auch auf die ideologischen Vorgaben der Behörden Rücksicht genommen werden.

In den 1960er Jahren, als der Museumshof seinen Betrieb aufnahm, gab es bereits keine Slowinzen mehr vor Ort. Diejenigen, denen der Hof Mut machen sollte, fühlten sich als Deutsche und strebten die Ausreise an. Was ihnen viele Jahre verweigert wurde, war nach der Unterzeichnung des Warschauer Vertrages am 7. Dezember 1970 möglich: Von

August 1971 bis Dezember 1972 verließen 81 Personen das Land, 1975 waren es 36 Personen.

Der Slowinzische Museumshof stand nun inmitten eines verlassenen Dorfes. Es fehlten die Nachkommen derjenigen Menschen, für die der Hof ein Denkmal sein sollte. Die Behörden beschlossen, die verlassenen Gehöfte abtragen zu lassen. Als immer mehr Gebäude abgerissen wurden, spürten die Ethnografen des nahegelegenen Museums in Stolp/Słupsk, dass sie schnell handeln müssen, bevor ein Stück der Geschichte dieses Landstrichs spurlos verschwindet. Es gelang ihnen, ein Dutzend in lokaler Bauweise errichteter Häuser zu retten, die bis heute zusammen das Museum des Slowinzischen Dorfes bilden. Die Anlage wurde in den darauffolgenden zwei Jahrzehnten stetig erweitert, wuchs und gedieh. Nur die Einwohner waren nicht mehr da.

Ende der 1990er Jahre durften wir, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter des Museums, endlich alle Ideologien hinter uns lassen und einfach von der örtlichen Bevölkerung sprechen: von ihren slawischen Wurzeln und ihrer deutschen sowie pommerschen Identität. Von Menschen, die seit Jahrhunderten an den großen Strandseen, unter unwirtlichen natürlichen Gegebenheiten, überdauerten und so eine sehr geschlossene und einzigartige Gemeinschaft entwickelten. Unabhängig davon, ob wir sie Slowinzen, Kaschuben, Lebakaschuben nennen oder einen anderen Namen für sie finden, waren sie einfach hier, bauten ihre Dörfer und begruben auf dem Friedhof ihre Toten. Schon als sie in den Fokus der ethnografischen Forschung gerieten, betrachtete man sie als »die letzten Slawen im südlichen Ostseeraum«. Die nächsten Forschergenerationen sicherten lediglich Überreste ihrer Kultur.

Inzwischen konnten wir die letzten Jahre des slowinzischen Dorflebens von Klucken erforschen. In unseren Gesprächen mit den Nachkommen und dank ihrer Erinnerungen haben wir aus Bruchstücken den Alltag der 1930er Jahre rekonstruiert. Wir fertigten Kopien von Kleidungsstücken an, sammelten Rezepte, lernten, wie man Brot buk oder dem Pferd »die Schuhe anzog«, wie man Torf stach und Seile herstellte. Wir füllen das Museum mit Leben, um die vergangene Zeit zu bewahren – wenigstens in der Erinnerung.

Violetta Tkacz-Laskowska

Aus dem Polnischen übersetzt von Gunter Dehnert und Dorota Makrutzki, gekürzt von der BLICKWECHSEL-Redaktion

Violetta Tkacz-Laskowska ist Kuratorin am Museum des Slowinzischen Dorfes in Klucken (*Muzeum Wsi Słowińskiej w Klukach*). Dorota Makrutzki ist Kulturreferentin für Pommern und Ostbrandenburg am Pommerschen Landesmuseum in Greifswald (→ S. 56–58), Gunter Dehnert ist dort als Historiker tätig. Hintergrundfoto: © Muzeum Wsi Słowińskiej w Klukach

EUROPÄISCHE VIELFALT AUF DEM SCHIRM

Minet-TV bringt Minderheiten-Geschichten ins Fernsehen und ins Internet



Die TV-Sendung *Minet* – der Name der Sendung setzt sich aus den Anfangsbuchstaben der Begriffe Minderheiten und Netzwerk zusammen – begann ihre Tätigkeit im Jahr 2004. Sie wird für die RAI (*Radiotelevisione Italiana*) in Südtirol/

Italien produziert und vom

Internetportal www.minet-tv.com flanked.

Die Bandbreite der Themen reicht von beinahe verschwundenen autochthonen Minderheiten über neue Minderheiten in einer globalisierten Welt bis hin zu skurrilen Minderheiten, die diese dehnbare Begriffsdefinition bis dato auf sich selbst nicht einmal angewandt haben.

Die Redakteurinnen und Redakteure von *Minet* besuchen auch immer wieder Angehörige deutschsprachiger Minderheiten im östlichen Europa – beispielsweise die Turmwärter eines historischen Wasserturms im Städtchen Lyck/Ełk, um anhand ihrer Arbeit auf die Geschichte des einstigen ostpreußischen Landstrichs Masuren aufmerksam

zu machen. *Minet* schaute auch der Redaktion der *Allgemeinen Deutschen Zeitung für Rumänien* über die Schulter, lauschte einem Fußballtrainer der Gemeinde Chronstau/Chrzastowice (in der Nähe der Stadt Opatów/Opole) in Schlesien, der seinen Spielern seine Anweisungen zweisprachig mitteilt, ließ sich vom ehemaligen Präsidenten der Slowakischen Republik Rudolf Schuster durch sein Museum führen – das in seinem Heimathaus in Metzenseifen/Medzev die Geschichte des slowakischen Dokumentarfilms erzählt – oder fragte beim Deutschlehrer József Balogh nach, wie sein Unterrichtsalltag im weltweit einzigen Roma-Gymnasium abläuft – jener Schule, die 1992 von der Minderheit der Roma im ungarischen Fünfkirchen/Pécs gegründet wurde.

Minet sucht und findet Minderheiten-Geschichten, macht auf sie aufmerksam und bringt die europäische Vielfalt – mit Fokus auf häufig medial vergessene Landstriche und ihre Menschen – ins Fernsehen und ins Internet.

Martin Hanni

Martin Hanni widmet sich als Filmemacher, Kulturpublizist und Hörspielautor den Themenschwerpunkten Minderheiten, Literatur und Geschichte.

www.minet-tv.com

»IN BETWEEN?«

Studierende erforschen Grenzregionen und begegnen Minderheiten

»Wenn ich zurückschaue auf unsere »In Between«-Erfahrung, kommt sie mir zweifach vor«, sagt Ivanka Pruchová, Studentin der Geschichte in Prag. Im Rahmen eines Projektes des Europäischen Netzwerks Erinnerung und Solidarität (ENRS) reiste sie als eine von sechs Studierenden in das deutsch-tschechisch-polnische Dreiländereck bei Reichenberg/Liberec. Die Gruppe traf Vertreter der deutschen Minderheit, einen Vertreter der Jüdischen Gemeinde sowie Tschechen, die nach dem Zweiten Weltkrieg in der vormals deutschsprachigen Region angesiedelt worden waren.

Das Projekt »In Between?« richtet sich an Studierende aller Fachrichtungen und fördert Forschungen zur Mikrogeschichte und Entdeckungen in europäischen Grenzregionen.

Die Teilnehmenden zeichnen während einwöchiger Studienbesuche in verschiedenen Regionen Europas Gespräche mit Zeitzeugen auf und digitalisieren private Archive ihrer Gesprächspartner. »Wir haben versucht, uns den Menschen, die wir trafen, emphatisch zuzuwenden. Wir haben unserer Phantasie erlaubt, die »weißen Flecken« auf unserer Landkarte des Verstehens zu akzeptieren. Wir haben gelernt, dass jeder von uns selbst eine Geschichte in sich trägt, möge sie ausgesprochen sein oder nicht«, erläutert Ivanka Pruchová ihre Erfahrung in der internationalen Gruppe.

Aus jeder besuchten Grenzregion entsteht ein kurzer Videofilm mit Auszügen aus den Interviews. Geplante Studienreisen 2021 führen nach Komorn/Komarno/Komárom, Teschen/Cieszyn/Český Těšín, Golm bei Swinemünde/Świnoujście und Walk/Valga/Valka.

Annemarie Franke

Dr. Annemarie Franke ist Projektmitarbeiterin des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE) beim Europäischen Netzwerk Erinnerung und Solidarität (ENRS) in Warschau.

<https://enrs.eu/inbetween>

Fania Brancovskaja, Überlebende des Holocaust, erzählt im litauischen Ponary/Paneriai von ihrer Familie, die hier während des Zweiten Weltkriegs umgebracht wurde. Studienreise in die polnisch-litauische Grenzregion im Sommer 2017, Foto: Antonia Foldes, © ENRS



FÜR DIE INTERESSEN DER MINDERHEITEN

Der Dachverband FUEN und die AGDM stehen für Austausch und Zusammenarbeit

In Europa und Zentralasien leben in mehr als zwanzig Ländern etwa 1,5 Millionen Angehörige der deutschen Minderheit, die ihre Kultur, Tradition und Sprache in zahlreichen Verbänden pflegen. Viele von ihnen sind Mitglieder der FUEN (Föderalistische Union Europäischer Nationalitäten), des größten Dachverbands der autochthonen, nationalen Minderheiten in Europa. 1991 wurde in Budapest die Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) unter dem Dach der FUEN gegründet, die seitdem als Plattform für Zusammenarbeit aller aktiven Verbände der deutschen Minderheiten in West- und Ostmitteleuropa sowie Zentralasien vereint.

Die AGDM versteht sich als Solidargemeinschaft. Regelmäßig treffen sich die Mitglieder bei der AGDM-Jahrestagung, um sich untereinander sowie mit politischen Entscheidungsträgern in Deutschland auszutauschen. Die Vertreter der AGDM besuchen die deutschen

Minderheiten vor Ort und beschäftigen sich fortlaufend mit ihren Bildungskonzepten.

In Berlin hat die AGDM-Koordinierungsstelle ihren Sitz. Sie vertritt auf politischer Ebene die Interessen der deutschen Minderheiten und setzt sich für deren Sichtbarkeit sowohl in Deutschland als auch im Ausland ein. Darüber hinaus unterstützt sie die Belange und die Tätigkeit der einzelnen deutschen Minderheit vor Ort im jeweiligen Land und verbindet sie mit der bundesdeutschen und europäischen Ebene. Dabei versteht sie sich als Schnittstelle für weitere Partner aus dem Bereich der Minderheiten- und Aussiedlerpolitik, der kulturellen Vielfalt und der interkulturellen Verständigung.

Renata Trischler

Renata Trischler ist Koordinatorin der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Minderheiten (AGDM) bei der Föderalistischen Union Europäischer Nationalitäten (FUEN).

agdm@fuen.org



Teilnehmende der AGDM-Jahrestagung im November 2019 in Berlin

KULTURARBEIT SEIT 1989

Das Simon-Dach-Haus ist das Zentrum des deutschen Vereinslebens in Memel/Klaipėda

»Ännchen von Tharau ist, die mir gefällt; / Sie ist mein Leben, mein Gut und mein Geld.« Das ursprünglich niederdeutsche Lied über Anna Neander aus dem 17. Jahrhundert wird immer wieder von deutschen Reisegruppen angestimmt, wenn sie sich auf dem Theaterplatz in Memel/Klaipėda versammeln. Es stammt von Simon Dach, der hier geboren wurde und als Gerichtsdolmetscher wirkte. Den Namen des großen deutschen Barockdichters trägt nur wenige Gehminuten vom Theaterplatz das Haus des »Vereins der Deutschen in Klaipėda«.

Die Organisation der deutschen Minderheit in der litauischen Hafenstadt hat 300 Mitglieder und führt im Simon-Dach-Haus verschiedene kulturelle Veranstaltungen sowie Deutschkurse durch. Hier probt und konzertiert der Vereinschor, hier versammelt sich die Jugendgruppe, zudem gibt es regelmäßig Vorträge zur Regionalkultur und -geschichte sowie Freundschaftsabende mit Vertretern verschiedener Nationalitäten. Im ehemaligen Memelland leben Schätzungen zufolge bis zu 5 000 Menschen deutscher Herkunft. »Wir sehen uns als Ostpreußen«, sagt Klaus Peter Paul Grudzinkas mit Stolz. Der Vorsitzende ist Jahrgang 1940 und berichtet, wie die Deutschen in Memel schon 1989 einen eigenen Verein gegründet haben – den ersten in Litauen und einen der ersten in der damaligen Sowjetunion.

Auf Initiative des Vereins wurde 1992 die Hermann-Sudermann-Schule eröffnet, die mittlerweile ein Gymnasium mit 560 Schülerinnen und Schülern ist und eine enge Verbindung zum Verein pflegt. In der Anfangsphase wurden hier Kinder deutscher Herkunft in ihrer Muttersprache unterrichtet. Heute erfüllt die Schule vor allem eine unterstützende Funktion, da durch den Generationenwechsel die kulturelle und sprachliche Verbundenheit mit Deutschland im Alltag der Familien abgenommen hat.

Markus Nowak

Markus Nowak ist Historiker, Journalist und Redakteur bei der Kulturkorrespondenz östliches Europa.

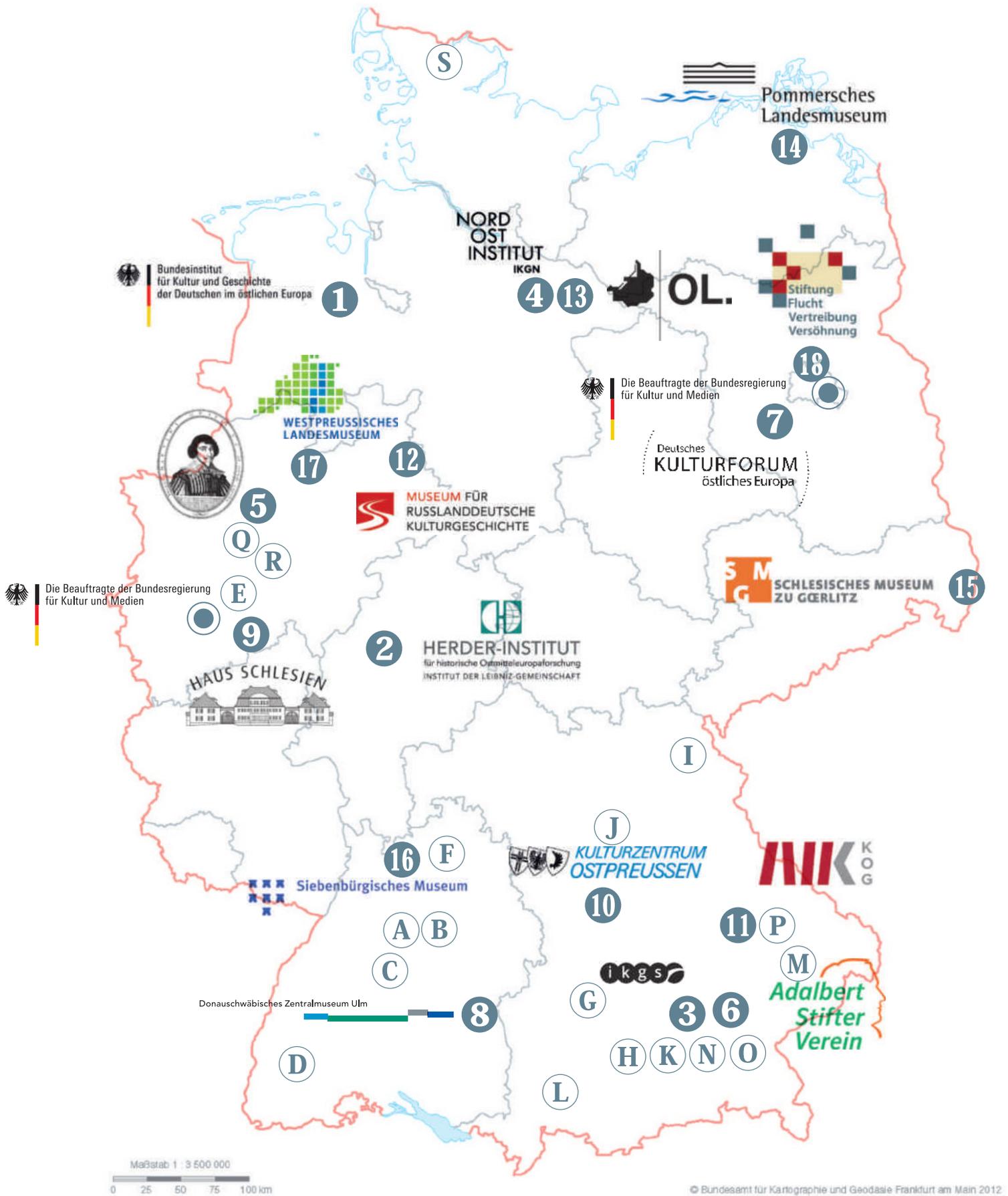
www.sdh.lt

Die Skulptur *Abschied* vor dem Bahnhof von Memel/Klaipėda erinnert an die Vertreibungen aus der Stadt.
© Markus Nowak



EIN THEMA MIT VIELEN FACETTEN

Bund und Länder fördern Institutionen, die sich der deutschen Kultur und Geschichte im östlichen Europa widmen



Vom Bund geförderte Einrichtungen

Förderung nach § 96 des Bundesvertriebenengesetzes (BVFG), bei ② nach Artikel 91b des Grundgesetzes

• Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien

Willy-Brandt-Straße 1 • 10557 Berlin
Referate K 44 und K 45

(Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa)

Graurheindorfer Straße 198
53117 Bonn
K44@bkm.bund.de • K45@bkm.bund.de

Bundesinstitut

① Bundesinstitut für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa (BKGE)

Johann-Justus-Weg 147 a
26127 Oldenburg
Telefon: +49 (0)441 96195-0
www.bkge.de
bkge@bkge.uni-oldenburg.de

Forschungseinrichtungen und Bibliotheken

② Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung

Institut der Leibniz-Gemeinschaft
Gisonenweg 5–7 • 35037 Marburg
Telefon: +49 (0)6421 184-0
www.herder-institut.de
www.herder-institut.de/blog
mail@herder-institut.de



③ Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas e. V. (IKGS) an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Halskestraße 15 • 81379 München
Telefon: +49 (0)89 780609-0
www.ikgs.de • ikgs@ikgs.de



④ Institut für Kultur und Geschichte der Deutschen in Nordosteuropa e. V. (IKGN)/Nordost-Institut

an der Universität Hamburg
Lindenstraße 31 • 21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 40059-0
www.ikgn.de • sekretariat@ikgn.de



⑤ Stiftung Martin-Opitz-Bibliothek

Berliner Platz 5 • 44623 Herne
Telefon: +49 (0)2323 162805
www.martin-opitz-bibliothek.de
information.mob@herne.de



Einrichtungen der Kulturvermittlung

⑥ Adalbert Stifter Verein e. V.

Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 622716-30
www.stifterverein.de
sekretariat@stifterverein.de
KR Dr. Wolfgang Schwarz
schwarz@stifterverein.de



⑦ Deutsches Kulturforum östliches Europa e. V.

Berliner Straße 135 | Haus K1
14467 Potsdam
Telefon: +49 (0)331 20098-0
www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info



Museen

⑧ Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm

Schillerstraße 1 • 89077 Ulm
Telefon: +49 (0)731 96254-0
www.dzm-museum.de
info@dzm-museum.de
KR Dr. Swantje Volkmann
swantje.volkmann@dzm-museum.de



⑨ Haus Schlesien

Dollendorfer Straße 412
53639 Königswinter-Heisterbacherrott
Telefon: +49 (0)2244 886-0
www.hausschlesien.de
kultur@hausschlesien.de



⑩ Kulturzentrum Ostpreußen

Schloßstraße 9
91792 Ellingen/Bayern
Telefon: +49 (0)9141 8644-0
www.kulturzentrum-ostpreussen.de
info@kulturzentrum-ostpreussen.de



⑪ Kunstforum Ostdeutsche Galerie

Dr.-Johann-Maier-Straße 5
93049 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 29714-0
www.kunstforum.net
info@kog-regensburg.de



⑫ Museum für russlanddeutsche Kulturgeschichte

Georgstraße 24 • 32756 Detmold
Telefon: +49 (0)5231 921690
www.russlanddeutsche.de
museum@russlanddeutsche.de
KR Edwin Warkentin
e.warkentin@russlanddeutsche.de



⑬ Ostpreußisches Landesmuseum mit Deutschbaltischer Abteilung

Heiligengeiststraße 38
21335 Lüneburg
Telefon: +49 (0)4131 75995-0
www.ostpreussisches-landesmuseum.de
info@ol-ig.de
KR Agata Kern
a.kern@ol-ig.de



⑭ Pommersches Landesmuseum

Rakower Straße 9 • 17489 Greifswald
Telefon: +49 (0)3834 8312-0
www.pommersches-landesmuseum.de
info@pommersches-landesmuseum.de
KR Dorota Makrutzki
kulturreferat@pommersches-landesmuseum.de



⑮ Schlesisches Museum zu Görlitz

Schönhof, Brüderstraße 8
02826 Görlitz
Telefon: +49 (0)3581 8791-0
www.schlesisches-museum.de
kontakt@schlesisches-museum.de
KR Agnieszka Bormann
abormann@schlesisches-museum.de



⑯ Siebenbürgisches Museum

Schloss Horneck 1
74831 Gundelsheim/Neckar
Telefon: +49 (0)6269 90621
www.siebenbuergisches-museum.de
info@siebenbuergisches-museum.de
KR Dr. Heinke Fabritius
fabritius@siebenbuergisches-museum.de



⑰ Westpreußisches Landesmuseum

Franziskanerkloster
Klosterstraße 21 • 48231 Warendorf
Telefon: +49 (0)2581 92777-0
www.westpreussisches-landesmuseum.de
info@westpreussisches-landesmuseum.de
KR Magdalena Oxfort
magdalena.oxfort@westpreussisches-landesmuseum.de
www.kulturreferat-westpreussen.de



Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

⑱ Stiftung Flucht, Vertreibung, Versöhnung

Mauerstraße 83/84 • 10117 Berlin
Telefon: +49 (0)30 2062998-0
www.sfvv.de • info@sfvv.de



KR = Kulturreferat
Erläuterungen siehe S. 58

**Von den folgenden Bundesländern
getragene oder institutionell
geförderte Einrichtungen**

BADEN-WÜRTTEMBERG

→ **8** **Donauschwäbisches
Zentralmuseum Ulm**

A **Donauschwäbische Kulturstiftung
des Landes Baden-Württemberg**

Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-26
www.dsksbw.de

B **Haus der Heimat des Landes
Baden-Württemberg**

Schlossstraße 92 • 70176 Stuttgart
Telefon: +49 (0)711 66951-0
www.hdhbw.de

C **Institut für donauschwäbische
Geschichte und Landeskunde**

Mohlstraße 18 • 72074 Tübingen
Telefon: +49 (0)70719992-500
www.idglbw.de

D **Institut für Volkskunde der
Deutschen des östlichen Europa, IVDE**

Goethestraße 63
79100 Freiburg/Breisgau
Telefon: +49 (0)761 70443-0
www.ivdebw.de

E **Kulturstiftung der deutschen
Vertriebenen**

Godesberger Allee 72-74 • 53175 Bonn
Telefon: +49 (0)228 91512-0
kulturportal-west-ost.eu/kulturstiftung

F **Siebenbürgen-Institut**

an der Universität Heidelberg
Schloss Horneck
74831 Gundelsheim am Neckar
Telefon: +49 (0)6269 4210-0
www.siebenbuergen-institut.de

BAYERN

→ **10** **Kulturzentrum Ostpreußen**

→ **11** **Kunstforum Ostdeutsche Galerie**

G **Bukowina-Institut**

an der Universität Augsburg
Alter Postweg 97a • 86159 Augsburg
Telefon: +49 (0)821 577067
www.bukowina-institut.de

H **Collegium Carolinum**

Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 552606-0
www.collegium-carolinum.de

I **Egerland-Museum**

Fikentscherstraße 24
95615 Marktredwitz
Telefon: +49 (0)9231 3907
www.egerlandmuseum.de

J **Haus der Heimat Nürnberg**

Imbuschstraße 1 • 90473 Nürnberg
Telefon: +40 (0)911 8002638
www.hausderheimat-nuernberg.de

K **Haus des Deutschen Ostens**

Am Lilienberg 5 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 449993-0
www.hdo.bayern.de

L **Isergebirgs-Museum Neugablonz**

Bürgerplatz 1 • 87600 Kaufbeuren
Telefon: +40 (0)8341 96 50 18
www.isergebirgs-museum.de

M **Schlesisches Schaufenster in Bayern
– Museum und Dokumentation**

(im Herzogschloss Straubing)
Schlossplatz 2 b • 94315 Straubing
Telefon: +49 (0)6022 8795 (Information)
+49 (0)9421 4303120 (Anmeldung)
www.landsmannschaftschlesienbayern.de

N **Sudetendeutsche Akademie der
Wissenschaften und Künste**

Hochstraße 8/III • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 48000348
www.sudetendeutsche-akademie.eu

O **Sudetendeutsches Museum**

(im Aufbau)
Hochstraße 8 • 81669 München
Telefon: +49 (0)89 480003-0
www.sudetendeutsche-stiftung.de

P **Sudetendeutsches Musikinstitut**

Ludwig-Thoma-Straße 14
93051 Regensburg
Telefon: +49 (0)941 9100-1341
www.bezirk-oberpfalz.de

HESSEN

→ **E** **Kulturstiftung der deutschen
Vertriebenen**

MECKLENBURG-VORPOMMERN

→ **14** **Pommersches Landesmuseum**

NIEDERSACHSEN

→ **13** **Ostpreußisches Landesmuseum
mit Deutschbaltischer Abteilung**

NORDRHEIN-WESTFALEN

→ **17** **Westpreußisches Landes-
museum**

Q **Gerhart-Hauptmann-Haus**

Bismarckstraße 90
40210 Düsseldorf
Telefon: +49 (0)211 1699111
www.g-h-h.de

R **Oberschlesisches Landesmuseum**

Bahnhofstraße 62
40883 Ratingen
Telefon: +49 (0)2102 9650
www.oslm.de

KR **Dr. David Skrabania**
kulturreferat@oslm.de

SACHSEN

→ **15** **Schlesisches Museum zu Görlitz**

SCHLESWIG-HOLSTEIN

S **Academia Baltica**

Akademieweg 6
24988 Oeversee
Telefon: +49 (0)4630 550
www.academiabaltica.de

KR An die Einrichtung angegliedertes eigenständiges Kulturreferat. Kulturreferentinnen und -referenten entwickeln mit eigenen Förder-
etats Projekte der kulturellen Bildung und sind Ansprechpartner der Heimatvertriebenenverbände.

Ergänzungen und Korrekturen dieser Übersicht bitte an blickwechsel@kulturforum.info.

Sie möchten keinen **BLICKWECHSEL** mehr verpassen? Abonnieren Sie ihn doch!

Das Journal **BLICKWECHSEL** erscheint einmal im Jahr und kann gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € pro Heft zzgl. Porto beim Stuttgarter Verlagskontor bezogen werden.

- Ich möchte den **BLICKWECHSEL** abonnieren und erhalte ab der nächsten verfügbaren Ausgabe bis zum Widerruf 1 Ausgabe pro Jahr (**FF-BestellNr. 15913**)

Ich bestelle folgende noch lieferbare Einzelhefte:

- Exemplar(e) 2016 (**DF111**): Mutterstädte | Von großen und kleinen Metropolen im östlichen Europa*
- Exemplar(e) 2017 (**DF113**): Mehr als Luther | Reformation im östlichen Europa*
- Exemplar(e) 2018 (**DF115**): Zwischen Trauer und Triumph
Das Jahr 1918 und seine Folgen im östlichen Europa
- Exemplar(e) 2019 (**DF117**): Grenzenlos regional | Landschaft und Identität im östlichen Europa
- Exemplar(e) 2020 (**DF119**): Mittendrin und anders | Deutschsprachige Minderheiten im östlichen Europa

* Restexemplare, solange der Vorrat reicht

Name

Straße, Nr.

PLZ, Ort

Datum, Unterschrift

Bestellungen durch Einsenden dieses Coupons im frankierten Umschlag an das **Stuttgarter Verlagskontor GmbH, Rotebühlstraße 77, D-70178 Stuttgart** oder – jeweils mit Angabe der **Bestellnummer** – per Mail unter svk@svk.de, per Telefon unter +49-(0)711/6672 1483 bzw. per Fax unter +49-(0)711/6672-1974.

Die erhobenen Daten werden ausschließlich DSGVO-konform für die Abwicklung der Bestellung verwendet.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Kulturforum östliches Europa e.V.
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam
www.kulturforum.info
blickwechsel@kulturforum.info
© 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Diese Publikation wurde gefördert von der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien. Das Deutsche Kulturforum östliches Europa e.V. dankt allen Institutionen und Privatpersonen für die erteilten Reproduktionsgenehmigungen und die freundliche Unterstützung bei der Realisierung dieser Zeitschrift. Die Abbildungen haben die beitragenden Institutionen zur Verfügung gestellt, externe Bildgeber und Rechteinhaber wurden in den Bildunterschriften vermerkt. Personen und Institutionen, die darüber hinausgehende Rechte an den verwendeten Bildern beanspruchen, werden gebeten, sich nachträglich mit dem Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. in Verbindung zu setzen.

Redaktion: Dr. Vera Schneider

V. i. S. d. P.: Dr. Harald Roth

Die namentlich gekennzeichneten Beiträge geben die Meinung der Autorin/des Autors wieder, nicht die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers.

Redaktionsassistentz: Kristina Frenzel (www.textarbeit-redaktion.de), Greta Raluca Dădălău

Gestaltung und Satz: Hana Kathrin Stockhausen

Druck: ARNOLD group, Großbeeren

Das Journal *Blickwechsel* erscheint einmal im Jahr beim Deutschen Kulturforum östliches Europa e.V. Es kann gegen eine Schutzgebühr von 2,50 € zzgl. Porto beim Stuttgarter Verlagskontor bezogen werden (siehe Bestellcoupon auf dieser Seite). Ein kostenfreier Download der digitalen Version ist unter www.kulturforum.info möglich.

ISSN 2195-9439





Deutsches Kulturforum
östliches Europa
Berliner Straße 135, Haus K1
14467 Potsdam

Tel. +49(0)331 20098-0
Fax +49(0)331 20098-50

www.kulturforum.info
deutsches@kulturforum.info

ISSN 2195-9439
DF 119

ulica Gwoździowa
Nagelstraße

Deutsches
KULTURFORUM
östliches Europa

Gefördert von



Die Beauftragte der Bundesregierung
für Kultur und Medien